



Berlin, den 28. Mai 1898.

Eine Infamie.

Vor drei Monaten war ich zu meinem Bedauern durch eine Provokation gezwungen, mich hier mit der Thätigkeit des Herrn Professors Hans Delbrück, des Herausgebers der Preussischen Jahrbücher, zu beschäftigen. Lange hielt ich mich bei der unerfreulichen Arbeit nicht auf, sondern sagte nur — da Herr Delbrück mich in schwer greifbaren, aber ziemlich schönen Sätzen einer Verletzung des redaktionellen Anstandes beschuldigt hatte —, eine Unterhaltung über dieses Thema scheine mir zwecklos, weil unsere Auffassungen redaktioneller Anstandspflichten verschieden seien, und bezeichnete drei Punkte, in denen das Verfahren des Herrn Delbrück mir nicht anständig schien, während es in seinen Augen offenbar als anständig galt. Wenn meine Angaben falsch waren, konnte der Professor und Redakteur sie in der „Zukunft“, in seiner Monatschrift oder in einer der seinem Einfluß zugänglichen Zeitungen zurückweisen, mit der rücksichtslosen Schärfe, die er für nöthig hielt. Das war sein gutes, unbestreitbares Recht. Er machte keinen Gebrauch davon. Er hielt für anständig, weder auf die von mir angeführten Thatsachen noch auf die ungefähr um die selbe Zeit gegen ihn veröffentlichten Erklärungen der Herren Lamprecht und von Tiedemann-Seehelm einzugehen; auch der seine schwere Beschuldigung Lamprechts bündig widerlegende Aufsatz des angeblich von dem leipziger Historiker bestohlenen Herrn Georg Winter schien ihm nicht der Erwähnung werth. Alle diese Dinge verschwieg er den Lesern seiner Zeitschrift. Dagegen veröffentlichte er in den Preussischen Jahrbüchern eine Erklärung, die in den letzten Märztagen bekannt und in der „Zukunft“ vom zweiten April wörtlich abgedruckt wurde; darin warf er mir eine schmutzige Leitung der Redaktion und einen auffälligen Mangel an Selbstachtung vor und sagte dann: „Was

den Charakter des Herrn Harden betrifft, so ist die öffentliche Meinung über ihn wohl allmählich klar geworden; ich will aber auch nicht verhehlen, daß ich für seine Infamie, ich meine damit eine ehrenrührige Handlungsweise, einen urkundlichen Beweis in Händen habe.“ Diese Erklärung — oder auch nur der letzte, mich treffende Satz — wurde in den meisten deutschen und in einigen ausländischen Zeitungen abgedruckt; auch meine Erwiderung ihren Lesern mitzutheilen, schien den Redakteuren nicht nöthig. Die Wahl des rechten Weges war für mich nicht ganz leicht. An ein Duell, das doch höchstens die letzte Zuflucht der von den schwersten sittlichen Konflikten Bedrängten sein darf, war im Ernst nicht eine Sekunde zu denken, — schon, weil ein Duell nichts beweist und jeder Hammerstein oder Esterhazy eine Herausforderung zu leisten vermag. Auch gegen die Anrufung des Strafrichters regten sich Bedenken. Bis zur Erledigung einer Privatklage vergehen bei uns Monate; weil sie Das wissen und ihnen nicht unbekannt ist, daß man Prozesse mühelos verschleppen kann, haben öffentlich unlauterer Dinge bezichtigte und wirklich fleckige Leute oft gerade in letzter Zeit nach dem Strafrichter gebrüllt und inzwischen ein Weilchen die tief gekränkten Ehrenmänner gespielt. Mit der Enthüllung einer von einem an weithin sichtbarer Stelle wirkenden Manne begangenen „Infamie“ durfte, so schien mir, nicht Monate lang gewartet werden. Und sollte ich, der so häufig empfindliche Minister getadelt hatte, weil sie Publizisten dem Beleidigungen rächenden Staatsanwalt zur Bestrafung auslieferten, nun in der undankbaren Rolle des Injurienklägers auftreten? Zur Austragung eines Handels, wie er zwischen Herrn Delbrück und mir schwebte, schien mir — und scheint mir noch heute — ein Gerichtssaal nicht das geeignete Forum; und da unser Prozeßrecht nicht mehr die provocatio ad agendum kennt, die den Gegner ohne eigentliches Strafverfahren gezwungen hätte, mit den Beweisen für seine dunkle Anschuldigung herauszutreten, da man ferner zur Vorlegung eines urkundlichen Beweises keine Gerichtsverhandlung braucht, versuchte ich zunächst, den Herrn Professor auf einem anderen Wege zum Sprechen zu bringen. Ich forderte ihn am zweiten April hier auf, erstens die Thatfachen öffentlich anzuführen, die beweisen, daß in der Redaktion der „Zukunft“ seit ihrem Bestehen jemals auch nur die geringste Unsauberkeit irgend welcher Art vorgekommen ist; zweitens die Thatfachen zu enthüllen, die zu einem ungünstigen Urtheil über meinen Charakter „allmählich“ Anlaß gegeben haben; drittens ohne Säumen den urkundlichen Beweis zu veröffentlichen, den er für meine von ihm behauptete „Infamie“ in Händen zu haben erklärte. Da die Enthüllung der Ehrlosigkeit des Herausgebers für die Leser der „Zukunft“ besonders wichtig sein mußte, erklärte ich mich bereit, das gesammte Material des Herrn Delbrück hier zu veröffentlichen. Er wollte diesen Weg nicht beschreiten, sondern sagte in einem „Offenen Brief an Herrn Maximilian Harden“, es sei meine Pflicht, ihn zu verklagen. Auch dieser Brief, der die frühere Beschimpfung in hochfahrendem

Ton wiederholte, wurde auf Wunsch des Verfassers in den meisten Zeitungen abgedruckt; von meiner Erwiderung, die am neunten April hier erschien, wurde abermals, mit ganz geringen Ausnahmen, nicht Notiz genommen. Noch immer riefen ernste Männer, darunter hervorragende Juristen, mir, nicht zu klagen, sondern den Herrn Professor so lange öffentlich einen Lügner und Verleumder zu nennen, bis er mit greifbaren Beschuldigungen herausräume, deren Wahrheit oder Unwahrheit sich dann in einem gerichtlichen Verfahren erhärten lasse. Ich glaubte, diesem Rath nicht folgen zu dürfen, denn ich sah voraus, daß Herr Delbrück erklären würde, er sei über die Angriffe eines Menschen erhaben, der, trotzdem ihm der schwerste Schimpf angethan sei, nicht vor dem bürgerlichen Gericht den Versuch der Reinigung wage, und er werde deshalb auf meine Aeußerungen unter keinen Umständen reagiren. In der Menge, die mich nicht kennt, nur von Zeit zu Zeit eine Schandthat erfährt, die ich wieder einmal begangen haben soll, und geneigt ist, in jedem literarisch thätigen Menschen mindestens einen unsicheren Kantonten zu sehen, hätte denn vielleicht Mancher gesagt: „Etwas muß an der Sache sein, sonst hätte der Horden den Beschimpfer doch vor den Richter geschleppt; wahrscheinlich ist seine Wäsche sehr schmutzig und er hat Grund, eine allzu helle Beleuchtung zu scheuen.“ Die Rücksicht auf einen ungewöhnlich großen Leserkreis und auf die Schaar angesehenen Männer, die mein Bemühen durch ihre Mitarbeit freundlich und wirksam unterstützen, zwang mich, Alles zu versuchen, um das Anklagematerial des Herrn Delbrück ans Licht zu fördern; er wollte, wie ich seit dem sechsundzwanzigsten März geklagt hatte, verklagt sein: er wurde verklagt... Um eine Kleinigkeit konnte es sich nicht handeln. Wenn ein unbescholtener, geachteter Mann, ein Ordentlicher Professor an der berliner Universität, öffentlich zweimal behauptet, er habe einen urkundlichen Beweis für die Infamie — auf Deutsch also: für die Ehrlosigkeit, die nur mit dem bürgerlichen Tode ausreichend zu sühnen ist — eines Anderen in Händen, dann muß Jeder annehmen, der Beschuldigte sei ein bestochener Schuft, habe gestohlen, unterschlagen oder ein anderes Verbrechen begangen, das auch ohne Richterspruch in der Gemeinschaft sittlich empfindender Menschen für immer der Ehrenrechte beraubt. Dennoch verhalte die Erklärung des Herrn Delbrück, der ich, wie er, die weiteste Verbreitung zu schaffen bemüht war, ohne die vermuthlich erhoffte Wirkung; fast einstimmig wurde, namentlich im Kreis seiner akademischen Kollegen, die Form seines Vorgehens, die Verknüpfung des schwersten Schimpfes mit dunklen Andeutungen und die Weigerung, den Beweis sofort anzutreten, sehr hart getadelt und selbst meine erbittertsten Feinde wurden der Sache nicht recht froh, weil sie in ähnlichen Fällen seit Jahren schon manche Enttäuschung erlebt, schon manchen Versuch, mich Elenden zu zerschmettern, vereitelt gesehen hatten und nun fürchten mochten, auch diesmal könne, wie im Fall Schiemann, die Geschichte mit einer Niederlage des Herrn Professors enden. Immerhin mag es Leute ge-

geben haben, die dachten: „Man muß abwarten, was daraus wird, und einstweilen die Berührung mit dem Angeschuldigten und seiner Zeitschrift meiden.“ Daß Herr Delbrück die bestimmte Absicht hatte, die „Zukunft“ zu schädigen, ihr die Mitarbeiter und die Abonnenten zu verschrecken, wird vielleicht schwer nachzuweisen sein; das Bewußtsein, daß die ängsteste Schädigung möglich, sogar wahrscheinlich sei, kann ihm nicht gefehlt haben, da er unmittelbar vor dem Beginn eines neuen Quartals seinen Bannfluch veröffentlichte und sich für die Erfüllung der ihm obliegenden Beweispflicht eine Frist setzte, die, wie er wissen mußte, erst nach Monaten ablaufen konnte. Ich habe die Sache nicht allzu tragisch genommen, auch den Vorschlag, nach wertheimischem Muster den Herrn Professor auf Grund des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb zu verfolgen, abgelehnt und ruhig den Tag erwartet, wo es ihm belieben würde, sein dunkles Geheimniß zu enthüllen. Jetzt ist dieser Tag erschienen: in einem vom Rechtsanwalt Dr. Sello unterzeichneten Schriftsatz, der mir, als Klagebeantwortung, vor ein paar Tagen übersandt wurde, hat Herr Delbrück Alles vorgebracht, was er vorzubringen hat, um meine „Infamie“ zu beweisen. Ich habe also endlich erreicht, was ich vor Monaten vergebens zu erreichen suchte: die Veröffentlichung des Anklagematerials. Da ich vom ersten Augenblick an gewünscht habe, diese Veröffentlichung nicht um eine Stunde verzögert zu sehen, und da ich in der ganzen Angelegenheit nichts, auch keine Finte des Gegners, verbergen, verschweigen oder vertuschen möchte, lasse ich, gegen den üblichen Brauch, den Schriftsatz hier wörtlich folgen, ohne die advokatorische Verpackung anzutasten:

Namens des Angeschuldigten, dessen Vollmacht wir in der Anlage überreichen, wird auf die Privatklage vom 20. April Folgendes erwidert.

Der Angeschuldigte tritt den Beweis der Wahrheit für die Behauptung an, daß sich der Privatkläger einer Infamie, d. h. einer ehrenrührigen Handlungweise, schuldig gemacht habe.

In seinem Aufsatz in Nr. 23 der „Zukunft“ vom 5. März 1898 Seite 450 fgg., der den Angeschuldigten dazu veranlaßt hat, öffentlich jenen schweren Vorwurf gegen ihn zu erheben, führt der Privatkläger unter Anderem Folgendes aus: „Ich hatte schon früher Herrn Delbrück, obgleich ich ihn als Politiker damals bereits für eine kläglich komische Figur hielt, zur Mitarbeit aufgefordert, weil ich meinen persönlichen Geschmack nicht zur Norm Dessen mache, was ich einem großen Leserkreise zu bieten oder zu versagen habe, und weil man, wie mir scheint, bekannten Persönlichkeiten nicht die Gelegenheit nehmen darf, sich auch einmal im hellsten Licht zu blamiren.“ Der Privatkläger hat den Angeschuldigten in der That zweimal zur Mitarbeit an der „Zukunft“ aufgefordert: das erste Mal in dem in Abschrift anliegenden Briefe vom 7. September 1892, worin er den Angeschuldigten seiner Verehrung versichert, ihn um seinen Beistand zum guten Werke bittet und von der großen Freude spricht, die es ihm gewähren würde, einen Mann an seiner Tafel zu sehen, den er für den beinahe einzigen Publizisten großen Stils in Deutschland halte und dessen Ansehen zur

Klärung verworrener Meinungen so viel beitragen könne.*) Der Angeschuldigte hat dieses Schreiben nicht beantwortet. Dies hat den Privatkläger aber nicht abgehalten, seine Bitte in dem in Abschrift anliegenden Schreiben vom 2. März 1895 **) zu wiederholen, das mit der Versicherung „ausgezeichneter Hochachtung“ dem Manne gegenüber schließt, den er — nach seiner Versicherung — für eine kläglich komische Figur gehalten haben will. Die Urschriften beider Briefe, deren Echtheit der Privatkläger nicht bestreiten wird, sollen in der Hauptverhandlung vorgelegt werden.

Da es offenbar unmöglich ist, daß eine und die selbe Person eine kläg-

*) Der Brief lautet nach der beigelegten Abschrift:

Berlin W. 9, den 7. September 1892.

27 Röhrenerstraße.

Hochgeehrter Herr,

in einer hastigen Zeit, die Frage der Weltausstellung bewies es wieder, genügt ein monatlich erscheinendes Blatt nicht immer dem Anspruch eines um die Aufhellung der Wahrheit bemühten Publizisten. Ein unabhängiges, nicht im Dienst einer Partei oder Genossenschaft stehendes Wochenblatt kann auch Ihnen dann vielleicht willkommen sein; und ich brauche Ihnen, hochverehrter Herr, eigentlich nicht zu sagen, wie groß meine Freude wäre, wenn ich an meiner Tafel einen Mann sähe, den ich für den beinahe einzigen Publizisten großen Stils in Deutschland halte und dessen Ansehen zur Klärung verworrener Meinungen so viel beitragen könnte. Ihren Beistand zu gutem Werke erbitte ich, das nur gelingen kann, wenn die Besten zusammenstehen. Wenn hätte ich meine Wünsche persönlich vorgebracht, doch fürchte ich zu stören.

In Verehrung

ergebenst

gez. Harden.

**) Der Brief lautet:

Berlin W. 9, den 2. März 1895.

27 Röhrenerstraße.

Hochgeehrter Herr,

zu meiner Freude sehe ich Ihren Namen unter einer Petition gegen das bekannte Gesetz mit dem unaussprechlichen Namen und Inhalt. Aber ist wirklich § 130^{II} der eigentliche Sitz des Uebels? Mir scheint § 111^a erheblich schlimmer und, weil er von der Kommission angenommen ist, auch ernstler Bekämpfung werther. In Dem, was da verboten wird, steckt doch recht eigentlich der Lebensnerv der tragischen und satirischen Dichtung. Der Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen zu sagen, daß ich mich sehr freuen würde, wenn Sie für solche Fälle, wo die Jahrbücher zu spät für Das, was Sie aussprechen möchten, erscheinen, sich der „Zukunft“ bedienen wollten.*) (Entschuldigen Sie diesen mißlungenen Satz; die Infuenza, merke ich, wirkt unheilvoll auf den Stil.)

In ausgezeichneter Hochachtung

ergebenst

gez. Harden.

*) Beiträge für die nächste Nummer muß ich immer aller spätestens Montag haben.

lich komische Figur als Politiker abgeben und gleichzeitig ein politischer Publizist großen Stils sein kann, dessen Ansehen zur Klärung verworrenener Meinungen viel beitragen kann, so hat der Privatkläger entweder in seinem Schreiben vom 7. September 1892 oder in dem Aufsatze vom 5. März 1898 bewußt die Unwahrheit gesprochen. Hat er, wie man nach diesem Aufsatze annehmen muß, einen Mann, von dessen Leistungen und Fähigkeiten als Politiker er schon damals die denkbar ungünstigste Meinung hatte, durch den Rödter bewußt wahrheitsvidriger Schmeichelei zur Mitarbeit für seine Wochenschrift zu verlocken gesucht und hat er durch die Mitarbeiterschaft des Angeklagten seinem Unternehmen unzweifelhaft doch nicht schaden, sondern nützen wollen, so trifft ihn der Vorwurf, daß er aus eigennützigen Beweggründen und mit voller Ueberzeugung die Unwahrheit gesagt und daß er, um sein Interesse zu fördern, selbst das Mittel der Heuchelei nicht verschmäht hat. In noch ungünstigerem Lichte erscheint seine Handlungsweise, wenn man ihm glauben muß, daß er durch jene Aufforderung dem Angeeschuldigten bewußtmaßen habe Gelegenheit geben wollen, „sich im hellsten Licht zu blamiren“. Er hat also nach diesem Zugeständniß dem Angeeschuldigten geradezu eine Falle stellen wollen, als er ihn einlud, für die „Zukunft“ und für das Interesse ihres Herausgebers zu arbeiten, und wenn er von diesem Versuche nach der ersten stillschweigenden Ablehnung nicht abließ, sondern ihn auf das Dringendste und in besonders schmeichelhaften Ausdrücken wiederholte, während er doch den schadensfrohen Hintergedanken hegte, daß er seinen Lesern das Schauspiel bieten werde, wie sich ein möglich komischer Politiker im hellsten Licht blamire, so kann der Angeeschuldigte allerdings nicht umhin, in diesem Verhalten eine planmäßige Treulosigkeit zu erblicken, die er nicht anders bezeichnen kann, als wie er es gethan hat.

In gleich ungünstigem Lichte hat sich das Verhalten des Privatklägers auch in einem früheren ähnlichen Falle gezeigt. Nachdem Professor Quibde in München im Frühjahr 1894 seine Schrift „Caligula“ veröffentlicht hatte, die, wie bekannt, ansehergewöhnliches Aussehen erregte, hat ihn der Privatkläger gleichfalls zweimal brieflich gebeten, an der „Zukunft“ mitzuarbeiten, und dabei besonders darauf hingewiesen, daß der „Caligula“ in der „Zukunft“ eine „außerordentlich weite Wirkung“ gehabt haben würde. Dies wird Professor Quibde in München, Leopoldstraße 34, bezeugen. Als diese Aufforderung erfolglos blieb und dann ein allgemeiner Sturm der Entrüstung gegen die quiddische Schrift losbrach, erschien auch der Privatkläger auf dem Plane, um in einem Artikel in Nr. 88 der „Zukunft“ von 1894 die selbe Schrift, der er in seinem Privatbriefe an den Verfasser die „außerordentlich weite Wirkung“ einer Veröffentlichung in der „Zukunft“ gewünscht hatte, vor seinen Lesern öffentlich als eine „flüchtige Kompilation“, als ein „unkritisches, wertloses und langweiliges“ Nachwerk zu brandmarken und den Verfasser, dessen Mitarbeiterschaft er kurz zuvor so dringend erbeten hatte, mit den höhnen Worten zu verunglimpfen, daß ein deutscher Professor nicht verpflichtet sei, Talent zu besitzen. Wenn sich der Privatkläger, als ihm dieser Widerspruch öffentlich vorgehalten wurde, damit entschuldigt hat, daß er den „Caligula“ erst gelesen habe, nachdem er den Verfasser auf das Urtheil Anderer hin schon zur Mitarbeiterschaft aufgefordert gehabt habe, so ist es kaum glaublich, daß er sich in seinem Uebereifer, einen neuen

Mitarbeiter zu gewinnen, nicht einmal die Zeit gegönnt haben sollte, eine allgemein verbreitete Druckschrift vom Umfange weniger Seiten durchzulesen; wenigstens in dem Zwischenraum zwischen seinen beiden Aufforderungsschreiben hätte er hinlängliche Rufe hierzu gehabt.

Man wird deshalb namentlich mit Rücksicht darauf, daß sich ein so überaus geschickter Journalist wie der Privatkläger schwerlich die Blöße geben wird, nur auf die Empfehlung Anderer hin einem bisher Unbekannten die Blätter seiner Zeitschrift zu öffnen, kaum umhin können, in dem Falle Luidde ein überreizendes Seitenstück zum Falle Delbrück zu erblicken.

Aber auch nach einer anderen Richtung hin hält der Angeeschuldigte den Vorwurf einer ehrenrührigen Handlungsweise gegen den Privatkläger für begründet. Es ist bekannt, daß die „Zukunft“ unablässig eine schrankenlose Begeisterung nicht bloß für die Person, sondern auch für die staatsmännischen Leistungen des Reichskanzlers Fürsten Bismarck zur Schau trägt und daß sie einen großen Theil ihrer unleugbaren äußeren Erfolge diesem enthusiastischen Bismarckkultus zu danken hat. Daß aber diese Begeisterung nicht ehrlich gemeint sein und nicht aus wahrhafter Ueberzeugung quellen kann, wird allein schon aus der Thatfache gefolgert werden müssen, daß der Privatkläger den bekannten Schriftsteller Dr. Franz Mehring — freilich erfolglos — aufgefodert hat, sich mit ihm zur gemeinschaftlichen Herausgabe der „Zukunft“ zu verbinden, obwohl auch ihm die offenkundige Thatfache bekannt sein mußte, daß Dr. Franz Mehring ein erklärter Anhänger der Sozialdemokratie und ein schroffer Gegner des Fürsten Bismarck ist, der Ranacherlei aus den privaten Verhältnissen des Fürsten, aus der Bewirthschaftung seiner Güter u. s. w. in bitterer und schonungsloser Weise an die Öffentlichkeit getragen hat. Alles Dies wird Dr. Franz Mehring bezeugen. Es ist nicht glaublich, daß sich ein wahrhaft überzeugter Verehrer des Fürsten Bismarck mit einem seiner erbittertesten Gegner aus dem Lager der Sozialdemokratie zu dem gemeinsamen Lebenswerke der Herausgabe einer Wochenchrift sollte verbinden können.

Zu der gleichen Schlußfolgerung wird man durch folgende Thatfachen gedrängt. Am zehnten August 1890 veröffentlichte die Volkszeitung, deren grundsätzliche Gegnerschaft gegen die Politik und die Person des Fürsten Reichskanzlers bekannt ist, unter der Ueberschrift „Ein kleiner von den Seinen“ einen Zeitartikel, der mit den Worten beginnt: „Den Bismarck sind wir los, aber noch längst nicht die Bismarckerei.“ Am zwanzigsten August erschien in dem Feuilleton der selben Zeitung ein Aufsatz, der sich auf das Engste an diesen gegen den Fürsten Bismarck und sein System gerichteten Zeitartikel anschließt, die gleiche Ueberschrift wie dieser trägt und deren Verfasser sich so vollständig mit dem Standpunkt der Volkszeitung identifizierte, daß er von ihrer Redaktion ausdrücklich als von „unserer Redaktion“ sprach. In diesem Feuilleton-Artikel wird der Schriftsteller Paul Lindau auf das Schärfste angegriffen und ihm u. A. wörtlich vorgeworfen, daß er „die Stellung eines Leibjournalisten und Nachrichten-Unterschwärzers der Familie Bismarck geschickt mit seiner kritischen Thätigkeit in einem freisinnigen Blatte zu verbinden verstanden habe.“ Herr Dr. Franz Mehring wird bezeugen, daß dieser Artikel wörtlich aus der Feder des Privatklägers stammt. Verdient es also nach dem eigenen Urtheil des Privatklägers schon

Hohn und Tadel, wenn ein Schriftsteller persönliche Beziehungen zum Fürsten Bismarck unterhält und gleichzeitig Theater-Kritiken für ein freisinniges Blatt schreibt, so wird das Urtheil über einen Journalisten kaum hart genug ausfallen können, der nach außen den glühendsten Bismarckenthusiasmus zur Schau, dabei aber kein Bedenken trägt, einem erbitterten sozialdemokratischen Gegner des Fürsten die Hand zur gemeinsamen Herausgabe einer Zeitschrift zu bieten und in einem offenkundigen bismarckfeindlichen demokratischen Blatt unter dem Schutz der Anonymität einen anderen Schriftsteller wegen seiner Anhänglichkeit am Bismarck zu verhöhnen.

Daß dem Angeeschuldigten in rechtlicher Beziehung der Schutz des § 193 St. G. B. zur Seite steht, wird nicht füglich bestritten werden können; er ist zu seiner allerdings scharfen Abwehr durch den Angriff gezwungen worden, den der Privatkläger in Nr. 23 der „Zukunft“ vom fünften März 1898 gegen ihn gerichtet hatte und der, wie bei Gelegenheit der Widerklage dargelegt werden wird, nichts als eine Kette der schwersten Verhöhnungen und Verunglimpfungen des Angeeschuldigten bildet.

Der Privatkläger hatte sich ihm gegenüber so wahrheitwidrig und treulos verhalten, er hatte sich dieser Treulosigkeit unter schmähslicher Verhöhnung seines Gegners mit so offenbarem Behagen gerühmt, daß es dem Angeeschuldigten unmöglich verdacht werden kann, wenn er dieses Verhalten öffentlich in der ihm allein richtig erscheinenden Weise charakterisirt hat. Der Angeeschuldigte bestrittet, mit dieser Charakterisirung die Grenzen des nach § 193 Erlaubten überschritten zu haben.

Daß die von dem Angeeschuldigten gewählten Ausdrücke mit Rücksicht auf die ganz außergewöhnlichen Umstände des Falles keineswegs zu scharf sind, wird der Privatkläger selbst am Wenigsten bestritten wollen, wenn er sich eines anderen, ganz ähnlichen Falles aus seiner eigenen journalistischen Thätigkeit erinnert. In der „Zukunft“ vom dreißigsten Juni 1894 hat der Privatkläger den Chefredakteur der Frankfurter Zeitung Mamroth beschuldigt, er habe ihm „beweihdrückende Briefe“ geschrieben und ihn trotzdem öffentlich angegriffen. Er wirft ihm deshalb „Ehrlosigkeit“ vor, nennt ihn einen „journalistischen Wegelagerer“ und fährt dann wörtlich fort: „Ein Mann beschuldigt mich öffentlich einer Infamie und ich soll nicht das Recht haben, zu sagen: Seht her, dieser Mann ist ein feiler Schuft, er hat zwei Meinungen, eine für seine Korrespondenz und eine für den Dienst des Herrn Sonnemann?“ Wenn sich Herr Mamroth gegen diesen Ausbruch sittlicher Entrüstung durch den Einwand schützen konnte, er habe eben in der Zwischenzeit zwischen beiden Rundgebungen aus triftigen Gründen sein Urtheil über den Privatkläger geändert, so kann dieser die gleiche Entschuldigung nicht vorbringen. Hat er doch selbst zugestanden, daß er den Angeeschuldigten, schon als er ihn „beweihdrückend“ fast den einzigen Publizisten großen Stiles in Deutschland nannte, für einen kläglich komischen Politiker gehalten habe. Und wenn er schon Herrn Mamroth, obwohl er ihn nicht beschuldigen kann, ihm arglistig eine Falle gestellt zu haben, öffentlich einen Ehrlosen, einen Wegelagerer, einen feilen Schuft nennt, wie würde er selber dann in einem Falle haben urtheilen müssen, in welchem der Vorwurf der Doppelzüngigkeit durch den des Verrathes geschärft werden muß? Er hat kein Recht, sich zu beklagen, wenn Andere sein Thun mit dem gleichen

sittlichen Maßstabe messen, mit dem er selbst die Thaten Anderer gemessen hat, und er wird selber nicht verkennen, daß das Verhalten Mamroths ihm gegenüber zu seinem Verhalten gegen den Angeeschuldigten im umgekehrten Verhältnis steht, wie die Schärfe der Kritik, die er an Mamroth geübt hat, zu der, die der Angeeschuldigte ihm gegenüber angewandt hat; sein Verhalten ist unendlich tadelnswerther als das Mamroths, sein Tadel gegen Mamroth unendlich schärfer als der, den der Angeeschuldigte gegen ihn gerichtet hat.

Aber auch im Uebrigen hat sich der Angeeschuldigte dem Artikel in No. 23 der „Zukunft“ gegenüber in einer Ehrennothwehr befunden, die ihm das stärkste Maß der Abwehr zur Pflicht machte.

Es wird wegen dieses Artikels hiermit Widerklage erhoben.

Die Absicht, den Widerkläger und seine Kollegen Venz und Onden lächerlich zu machen, leuchtet aus dem Artikel von der ersten bis zur letzten Zeile auf das Unzweideutigste hervor. Es sollen deshalb im Folgenden nur die stärksten Stellen herausgegriffen werden.

Der Privatkläger unterstellt zunächst, daß sich der Widerkläger bei seiner Polemik gegen das Geschichtswerk des Herrn Professors Lamprecht und gegen ihn selber nur von dem Motiv gemeinsamen (gemeinen?) Eigennuzes habe leiten lassen; er wirft ihm vor, daß er im Bunde mit Onden und Venz, unter denen er der beste „Geschäftsmann“ sei, dem lamprechtschen Werke den „Markt“ habe versperren wollen, und daß er wüthend darüber sei, daß Lamprechts Deutsche Geschichte mehr Käufer finde als seine Werke und daß die „Zukunft“ einen unvergleichlich größeren Leserkreis habe als seine verkümmerte Monatschrift „Preussische Jahrbücher“. Unter den ausgesucht höhniischen Wendungen, in denen dieser Vorwurf mehrfach wiederholt wird, ohne daß der Privatkläger auch nur daran dächte, ihn durch irgend welche Thatfachen zu unterstützen, kehrt mehrfach ein gewöhnliches Schimpfwort wieder, das der verstorbene Professor von Treitschke auf den Widerkläger angewendet haben soll. Der Widerkläger will die Toten ruhen lassen und deshalb nicht, Gleiches mit Gleichem vergeltend, das Urtheil zur öffentlichen Kunde bringen, das von Treitschke über den Privatkläger und seine Prethätigkeit in vertrauten Kreisen gefällt hat.

Der Privatkläger behauptet ferner, daß der Widerkläger aus dem Werke des Professors Lamprecht, das er jetzt als völlig werthlos brandmarkte, einen wichtigen Gedanken entlehnt habe, wie Professor Lamprecht selber in der „Zukunft“ nachgewiesen habe. Daß er diesen Vorwurf nur im Sinne eines wissenschaftlichen Plagiates verstanden wissen will, ergibt sich daraus, daß er den Widerkläger „den so schwer Beschuldigten“ nennt. Auch dieser Vorwurf ist eben so unwahr wie beleidigend. Es handelt sich um den Gedanken, daß die altgermanische Hundertschaft eine Wirtschaftsgemeinschaft gewesen sei. In dieser Auffassung begegnen sich Professor Lamprecht und der Widerkläger allerdings. Es ist aber völlig unrichtig, daß dieser seine Auffassung aus dem lamprechtschen Werke geschöpft oder gar in unstatthafter Weise „entlehnt“ habe. Der Widerkläger hatte dieser Annahme Lamprechts in einer Zuschrift an den Privatkläger auf das Entschiedenste widersprochen. Wenn der Privatkläger Dessen ungeachtet Lamprechts völlig beweislose Anschulldigung wiederholt, bezichtigt er damit den Widerkläger zugleich der wissenschaftlichen Unwahrheit. Uebrigens ist jene Auffassung der Hundertschaft schon

vor etwa dreißig Jahren von Thudichum ausgesprochen und begründet worden, so daß Lamprecht nicht das geringste Recht hat, sie als sein wissenschaftliches Eigenthum in Anspruch zu nehmen.

In dem Artikel vom fünften März 1898 heißt es ferner: „Ueber Anstands-pflichten kann ich mich mit Herrn Delbrück nicht unterhalten. Mir würde es, wenn ich Ordentlicher Professor wäre, unanständig erscheinen, meinen Kollegienhöhern zu sagen, daß sie meine Werke — die sie zum Studium nicht brauchen — zu ermäßigten Preisen kaufen können.“ Auch diese Behauptung ist un wahr. Einem vielfach geübten akademischen Brauch folgend, der dem Privatkläger, wenn er auch nicht selber studirt hat, unmdglich unbekannt ist, hat der Widerkläger mit seinem Verleger vereinbart, daß seinen Zuhörern für seine wissenschaftlichen Werke ein niedrigerer als der gewöhnliche Ladenpreis berechnet wird. Daß er seine Zuhörer, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, von dieser ausschließlich zu ihren Gunsten getroffenen Vereinbarung unterrichtet, ist selbstverständlich; wie sollten sie sonst Kenntniß davon erhalten? Daß er den Studenten seine Werke, die sie zu ihrem Studium nicht gebrauchen, zur Anschaffung empfehle, ist eine freie Erfindung des Privatklägers.

Der Privatkläger führt ferner aus: „Mir würde es unanständig erscheinen, wenn ich einen Artikel über intime Vorgänge in der Sozialdemokratie mit den Buchstaben A. B. zeichnen ließe und dadurch den Glauben erweckte, er sei von August Bebel geschrieben, der sich dann erst gegen diesen Verdacht wehren muß.“ Auch diese Beschuldigung verdankt ihren Ursprung der Phantasie des Privatklägers. Der Privatkläger kann hierbei nur einen Artikel der Preussischen Jahrbücher im Auge gehabt haben, der sich in parodistischer Form mit den Bestrebungen der Sozialdemokratie beschäftigt und zwar nicht mit A. B., aber mit B. unterzeichnet ist. Die Parodie tritt in diesem Aufsatz so handgreiflich zu Tage, daß sie auch dem blödesten Auge nicht verborgen bleiben konnte; die Sozialdemokraten werden darin unter Anderem vor den gefährlichen Feuerproben gewarnt und Dergleichen. Der Privatkläger hat von dieser Angelegenheit offenbar nur aus einer ganz unbestimmten Erinnerung heraus geredet; ein Blick in den fraglichen Artikel würde genügt haben, seinem Scharfsinn den parodistischen Inhalt des Aufsatzes zu offenbaren. Daß er die geringe Mühe dieser Prüfung gescheut hat und ohne sie öffentlich den Vorwurf der Unanständigkeit gegen den Widerkläger erhoben hat, rechtfertigt die Beschuldigung, daß er selber die Ehre des Widerklägers in leichtfertiger Weise angetastet hat.

Der Privatkläger wiederholt alsdann — in dem Aufsatz vom fünften März — den Vorwurf unanständiger Handlungsweise nochmals, indem er sagt: „Mir würde es unanständig scheinen, wenn ich als Herausgeber eines deutschen Blattes anonyme Aufsätze über die Polenfrage veröffentlichte, für deren Verfasser der Leser einen unbefangenen und unparteiischen Deutschen halten muß und die, wie sich dann herausstellt, von dem trefflichen Herrn von Rosciolski verfaßt sind.“ Auch diese Behauptung enthält eine grobe Unwahrheit. Der Verfasser kann dabei nur die Aufsätze im Auge gehabt haben, die unter dem Titel „Das Deutsche Reich und die Polen“ vom Oktober bis Dezember 1893 in den Preussischen Jahrbüchern veröffentlicht worden sind. Die Aufsätze werden in der Hauptverhandlung vorgelegt werden; das Gericht wird selbst beurtheilen, ob sich diese Aufsätze

irgend den Anschein geben, als seien sie von einem „unbefangenen und unparteiischen Deutschen“ geschrieben worden, und ob der Herausgeber der Jahrbücher irgend beabsichtigt haben kann, durch ihre Veröffentlichung diesen Anschein zu erwecken. Es ist dem Widerkläger nicht bekannt, daß zu der Zeit, als die Aufsätze erschienen, in den vielfachen Entgegnungen, die sie hervorriefen, die Frage, ob ihr Verfasser ein Pole oder ein Deutscher sei, überhaupt ausdrücklich erörtert worden ist. Diese Erwiderungen gehen vielmehr — wie z. B. die Artikel in der Münchener Allgemeinen Zeitung vom elften und zwölften November 1893 und in den Berliner Neuesten Nachrichten vom zwanzigsten Oktober 1894 — durchweg von der selbstverständlichen Voraussetzung aus, daß der Verfasser der Aufsätze ein Pole sei. Zum Ueberfluß hat der Widerkläger in der Nummer der National-Zeitung vom dreißigsten Juli 1894 direkt ausgesprochen, er habe gewünscht, daß auch einmal ein angesehenener Pole den Lesern der Jahrbücher seine Ansicht entwickle, und deshalb die Aufsätze veröffentlicht. Es ist kaum denkbar, daß alles Dies dem Privatkläger unbekannt geblieben sein kann. Denn es ist in der That schwer glaublich, daß ein erfahrener Journalist über dergleichen Dinge schreiben und den Vorwurf unanständiger Gefinnung an sie knüpfen könne, ohne vorher die Thatfachen genau geprüft zu haben. Diese Thatfachen aber schlossen die Vermuthung, daß der Widerkläger seine Leser vorsätzlich zu der Annahme habe verleiten wollen, der Verfasser der Aufsätze sei ein Deutscher, so unbedingt aus, daß der Privatkläger an diese Absicht schlechterdings nicht geglaubt haben würde, wenn er es in so ernster Sache der Mühe für werth gehalten hätte, einen Blick in die vielberufenen Polenartikel zu werfen. Nur wenn der Widerkläger die Absicht der Täuschung gehabt hätte, würde der Vorwurf der Unanständigkeit begründet sein. Wenn der Privatkläger also dem Widerkläger den Vorwurf macht, er habe „unanständig“ gehandelt, so liegt darin unzweifelhaft die Anschulldigung, daß er das Publikum absichtlich irre geführt habe. Und auch in diesem Falle kann ihm der Vorwurf grober Fahrlässigkeit nicht erspart bleiben. Es kann ihm hierbei auch nicht zur Entschulldigung dienen, daß fünf Jahre nach dem Erscheinen jener Aufsätze ein Major von Liedenmann in einer Polemik gegen den Widerkläger hat durchblicken lassen, daß man den Verfasser jener Aufsätze für einen Deutschen habe halten können.

Endlich erzählt der Privatkläger — um seinen dreifach unanständigen Gegner rettungslos dem öffentlichen Gelächter preiszugeben —: der gute Mann sei, seit er manchmal der Ehre gewürdigt worden, Herrn von Marschall auf Spazirgängen im Thiergarten zu begleiten, so stolz geworden, daß ihm ein Gespräch mit einem schlichten Sterblichen ohne Titel wohl überflüssig dünke. Auch diese Geschichte ist zwar nicht gut erfunden, aber erfunden. Es ist an sich gewiß keine Schande, mit einem Minister spaziren zu gehen. Aber es ist zufällig nicht wahr, daß der Widerkläger jemals mit Herrn von Marschall spaziren gegangen ist; er hat zu Herrn von Marschall überhaupt keinerlei Beziehungen unterhalten. Danach mag man ermesfen, welcher Wahrheitgehalt der Schlußfolgerung innewohnt, die der Privatkläger zur Erheiterung seines Publikums an jene frei erfundenen Spazirgänge knüpft.

Der Widerkläger hat sich darauf beschränkt, im Vorstehenden diejenigen Stellen des Schmähartikels vom fünften März hervorzuheben, welche die Be-

schuldigung der üblen Nachrede aus § 186 St. G. B. gegen den Verfasser rechtfertigen, und er versagt es im Einzelnen sich gern, auf die sonstigen Schmähungen und Verunglimpfungen einzugehen, die in dem gerügten Artikel enthalten sind. Schon die bisher vorgetragenen Thatfachen begründen die Widerklage hinlänglich.

Berlin, den achten Mai 1898. (973.) Dr. Sello.

Wenn ich dieses künstlich gethürmte Anklagegebäude auf seine eigene Wirkung beschränkte und jedes Wort der Erwiderung sparte, — auch dann würde im Sinn unbefangener Leser die Frage entstehen: „Das also ist Alles, was der Besitzer der Preussischen Jahrbücher gegen Harden vorzubringen hat, und darauf wagt ein fünfzigjähriger Mann, ein Jugendbildner und Ordentlicher Professor an der berliner Universität, ein Herr, der nicht in der ersten Hitze zu schreiben braucht, sondern Wochen lang Zeit hat, seinen Groll zu kühlen, den Vorwurf der Insamie, der Ehrlosigkeit, zu gründen? Darum Räuber und Mörder, — um dieses klägliche Literatengezänk, das nur publizistisch, nicht juristisch zu Ende geführt werden kann?“ Ich will mich allgemeiner Sentiments zunächst enthalten, weder wüthend über schände Ehrverletzung zu wettern noch ironisch die Erbärmlichkeit des ganzen Handels zu beleuchten versuchen, sondern schlicht, nüchtern und sachlich, Satz für Satz, die Anklageschrift durchgehen. Das wird nicht sehr kurzweilig werden, nicht für den Schreiber und nicht für die Leser, aber die widrige Arbeit muß leider ja nun einmal gethan werden und vielleicht läßt sich da oder dort ein Gedankenfädchen anknüpfen, das über die Winzigkeit des einzelnen Falles hinausreicht.

In den ersten Septembertagen des Jahres 1892 habe ich an ziemlich alle durch publizistische Thätigkeit in Deutschland, Frankreich, England, Italien und Rußland bekannt gewordenen Männer und Frauen Briefe geschrieben, in denen ich sie zur Mitarbeit an der zu begründenden Wochenschrift „Die Zukunft“ einlud, deren erstes Heft im Oktober 1892 erscheinen sollte und erschien. Es waren so ungefähr zweihundert, vielleicht dreihundert Briefe. Ich war vorher nie Redakteur gewesen, hatte in solchen Dingen nicht die geringste Übung und glaubte, den zu ladenden Gästen ein Maß von Ehrerbietung zeigen zu müssen, das über das unbedingt nöthige mitunter hinausgegangen sein mag. Ganz besonders artig, so schien mir, müsse ich Männern begegnen, die selbst Zeitungen und Revuen leiten, denen ich also in gewissem Sinn Konkurrenz zu machen vorhatte und die ich dennoch zur Mitarbeit an meiner Wochenschrift gewinnen wollte. Unter diesen Briefen, die natürlich nicht kopirt wurden und deren Adressaten zum allergrößten Theil meinem Gedächtniß entschwunden sind, war, wie ich nun erfahre, auch ein an den Herausgeber der Preussischen Jahrbücher gerichteter. Wie ich nun erfahre; denn ich muß mich des furchtbaren Verbrechens schuldig bekennen: ich hatte, bis ich den Schriftsatz las, die ungeheuer wichtige Thatsache völlig vergessen, daß ich vor sechs Jahren Herrn

Delbrück zur Mitarbeit aufgefordert, einen Publizisten großen Stils genannt und „in Verehrung“ begrüßt hatte. Es wäre sehr leicht, nachzuweisen, daß im neuen Deutschen Reich die Publizisten großen Stils recht selten sind und daß man ein glänzender Publizist und dennoch als Politiker, als schaffender Helfer am Werk des Volkswohles, eine kläglich komische Figur sein kann, daß also zwischen meinen Aeußerungen aus den Jahren 1892 und 1898 ein Widerspruch überhaupt nicht besteht; ich brauchte nur an das Urtheil zu erinnern, das Kommsen und mancher Andere über Cicero gefällt hat, nur den Blick auf Gestalten von der Art Gladstones und Bambergers zu lenken, geflügelte Worte Bismarcks zu citiren oder Unfreundlichkeiten abzudrucken, die über mich selbst veröffentlicht worden sind. Aber ich möchte mich nicht, nach dem mir gebotenen abschreckenden Beispiel, mit advocatorischen und dialektischen Künsten verteidigen und sage deshalb ganz einfach, der Wahrheit gemäß: Ich wußte 1898 nicht mehr, daß ich 1892 an Herrn Delbrück, wie an zwei- oder dreihundert andere Menschen, einen Einladungsbrief geschrieben hatte, und konnte deshalb erst recht nicht mehr wissen, daß dieser Brief in einer etwas überschwänglichen Tonart gehalten war. Andere mögen ein besseres Gedächtniß haben; immerhin scheint mirs nicht gerade die äußerste Verachtung, wenn man in sechs harten Arbeitjahren, die an Erregungen nicht ganz arm waren, einen Konvencienzbrief vergißt. Ich habe also zunächst festzustellen, daß ich 1892, ehe ich in ein näheres Verhältniß zu politischen Vorgängen trat und gezwungen war, die politische Publizistik genauer zu verfolgen, Herrn Delbrück nicht für eine komische Figur, sondern für einen Publizisten großen Stils hielt. Seitdem habe ich, der in den üblichen berlinisch fortschrittlichen Anschauungen erwachsen war und bei liberalen Leuten Anerkennung und Förderung gefunden hatte, mein Urtheil über manchen Politiker und Publizisten revidirt und geändert; ob das frühere Urtheil richtig war, das jetzige richtig ist, kann ich nicht entscheiden, freue mich aber, daß doch Etwas wie eine Entwicklung wahrnehmbar ist, und könnte auch für dieses frohe Gefühl wieder Bismarck und Bamberger als Zeugen citiren. Als ich mich hier zum ersten Male gegen Insinuationen des Herrn Delbrück wehrte und die Thatsache erwähnte, daß ich ihn früher zur Mitarbeit aufgefordert hatte, dachte ich nur an den Brief aus dem März 1895. Damals hatte Herr Delbrück mich in seinen Jahrbüchern freundlich, wie einen allgemein bekannten Mann, genannt und ich glaubte, daraus schließen zu dürfen, daß er keinen Groll gegen mich hege, — um so mehr, als in seinem Blatt schon früher meine literarischen Bemühungen gerühmt worden waren. Mir schien es, im Angesicht der drohenden Gefahr, nöthig, allen namhaften Männern zum Kampf gegen die Umsturzvorlage das große Forum der „Zukunft“ zu öffnen — die Leser erinnern sich, daß Haedel und Paulsen, Heyse und Spielhagen neben Anderen hier gegen das Ungethüm in die Schranken traten —, und so lud ich auch Herrn Professor Delbrück, dessen Namen ich unter

einer Petition gegen den Stöckerplan sah, ein, in meiner Wochenschrift das Wort zu ergreifen. Der Brief, der diese Einladung enthielt, unterscheidet sich, wie der flüchtige Blick schon lehrt, wesentlich von dem ersten, aus dem Jahr 1892 stammenden. Von Verehrung und von dem fast einzigen Publizisten großen Stils ist nicht mehr die Rede; einem verehrten Manne würde ich nicht zu beweisen wagen, daß er mit seiner Agitation, weil sie sich gegen die falsche Stelle richtet, auf dem Holzwege ist. Wer mit solchen Dingen einigermaßen vertraut ist und auch den Sinn der dem Brief beigefügten Anmerkung nicht übersieht, muß sofort merken: ich wollte Herrn Delbrück, der als loyaler, jedem Umsturz abgeneigter Mann gilt, an einem Platz, wo er besser als in den Jahrbüchern gehört wird, gegen die Umsturzvorlage zum Wort kommen lassen, möglichst schnell, und hielt es nur nicht für höflich, die Aufforderung auf diesen einen Gegenstand zu begrenzen. Mich lehrt der Brief außerdem noch, daß mir schon damals jede Erinnerung an das erste Einladungsschreiben geschwunden war; sonst hätte ich es, nach meiner Gewohnheit, im zweiten Brief erwähnt und etwa geschrieben: „Obgleich Sie einer früheren Einladung nicht folgen zu sollen meinten, möchte ich doch, im Interesse der wichtigen Sache, jetzt um Ihre Mitarbeit bitten.“ Nur auf die Sache kam es mir an; was Herr Delbrück — oder sein Anwalt — über meine „eigennützigen Beweggründe“, über „Verlockung“ und den Versuch, ihn in meinem Interesse arbeiten zu lassen, sagt, ist ja, wie der ganze Schriftsatz, nicht ohne eine gewisse, nicht gerade neidenswerthe Geschicklichkeit fabrizirt, braucht aber wohl kaum ernsthaft und ausführlich erörtert zu werden. Unwahr ist die Behauptung, daß der zweite Brief die im ersten enthaltene Einladung „auf das Dringendste und in besonders schmeichelhaften Ausdrücken wiederholt“; ich möchte nicht annehmen, daß die beiden Briefe absichtlich durcheinandergemengt werden sollen, muß aber feststellen, daß der zweite weder besonders dringend noch besonders schmeichelhaft ist, mir im Gegentheil, als an einen Fremden, einen älteren, bekannten Mann gerichtet, heute kaum noch artig genug erscheint und leicht zu der nicht mehr nachzuprüfenden Vermuthung führen könnte, es sei mir damals weniger darauf angekommen, Herrn Delbrück zur Mitarbeit zu bewegen, als darauf, ihn in einer unansößigen Form auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, sein agitatorisches Wirken auch gegen den Paragraphen 111 a der Umsturzvorlage zu richten. Ob diese Vermuthung zutrifft, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Auf den ersten Blick aber ist der schwere logische Fehler zu erkennen, der in dem Satz steckt: „Hat er einen Mann, von dessen Leistungen und Fähigkeiten als Politiker er schon damals die denkbar ungünstigste Meinung hatte, durch den Stöcker bewusst wahrheitwidriger Schmeichelei zur Mitarbeit für seine Wochenschrift zu verlocken gesucht und hat er durch die Mitarbeiterschaft des Angeklagten seinem Unternehmen unzweifelhaft doch nicht schaden, sondern nützen wollen, so trifft ihn der Vorwurf, daß er aus eigennützigen Beweg-

gründen und mit voller Ueberlegung die Unwahrheit gesagt und daß er, um sein Interesse zu fördern, selbst das Mittel der Fäulerei nicht verschmäht hat.“ Diesem Satz hätte Herr Seidel Kiffer die Unterschrift seines Namens versagt er würde ihm, wenn für logische Leistungen vor dem Feinde das Eisernes Kreuz verliehen würde, keine neue Dekoration der Robe eintragen. Entweder hatte ich vom Herrn Delbrück die „denkbar ungünstigste Meinung“: dann mußte ich auch wissen, daß seine Mitarbeit der „Zukunft“ nicht nützen, sondern nur schaden konnte; oder ich hatte diese Meinung nicht: dann fällt die ganze advokatorische Rednerei in sich zusammen. Wir wollen, wenns den Herren beliebt, die Dinge doch nehmen, wie sie sind und wie der schlichte Menschenverstand sie sieht. Herr Delbrück leitet seit Jahren die Preussischen Jahrbücher und spricht darin seine Ansichten aus; unter dieser Leitung und mit dem Herrn Professor als Hauptmitarbeiter sind die Jahrbücher notorisch zurückgegangen, — ich wäre also ein Esel gewesen, wenn ich mir eingebildet hätte, seine Mitarbeit könne meiner Zeitschrift einen besonderen Nutzen bringen. Die Aufforderung war für mich nicht eine wichtige Staatsaktion, von der ein beträchtlicher Vortheil zu erwarten war; ich wollte einem Manne, den ich für einen geschickten Publizisten hielt und noch halte und der in der Agitation gegen ein mir verderblich scheinendes Gesetz hervorgetreten war, die Möglichkeit geben, vor einem großen Publikum seine Haltung zu erläutern, und glaubte, damit ihm allermindestens eben so gefällig zu sein wie den Lesern der „Zukunft“. Ob er dabei Ruhm ernten oder sich blamiren würde, war seine Sache; ich konnte auf diesen Effekt nicht den geringsten Einfluß üben. Ich wollte ihm auch nicht „bewußtermaßen Gelegenheit geben, sich im hellsten Licht zu blamiren“ — diese Absicht wäre mit meinen angeblich doch eigennützigen Beweggründen schwer zu vereinen —, sondern ich habe, drei Jahre nach dem zweiten Einladungsbrief, in einer Polemik ganz allgemein gesagt, daß „ich meinen persönlichen Geschmack nicht zur Norm Dessen mache, was ich einem großen Leserkreis zu bieten und zu versagen habe, und daß man, wie mir scheint, bekannten Persönlichkeiten nicht die Gelegenheit nehmen darf, sich auch einmal im hellsten Licht zu blamiren“. Das heißt, klar und deutlich: ich halte es für meine Pflicht, zur Mitarbeit auch Männer und Frauen aufzufordern, deren Standpunkt und Gedankenrichtung mir persönlich unsympathisch ist, die aber die literarische Form beherrschen, und überlasse es ihnen, welche Wirkung sie dann vor dem Publikum der „Zukunft“ erzielen. „Nicht die Gelegenheit nehmen“ und „bewußtermaßen Gelegenheit geben“: Das sind zwei recht verschiedene Dinge. Ich konnte ja gar nicht wissen, ob ein Artikel, den Herr Delbrück hier publizirt hätte, nicht so vortrefflich gewesen wäre, daß die Mehrheit der Leser ausgerufen hätte: „Das ist doch ein anderer Keel als dieser Harde!“ Auch dazu nahm ich ihm nicht die Gelegenheit und keine Nachsichtigkeit hätte ausgereicht, um einen Triumph in eine Blamage zu wandeln.

Die ganze Argumentation der Herren Delbrück und Sello könnte nur haltbar scheinen, wenn man annehmen dürfte, ich hätte von Beiträgen des Herrn Professors einen außerordentlichen Nutzen für die „Zukunft“ erwartet und, um diesen Nutzen einzuheimsen, die gemeinen Mittel der Heuchelei, Schmeichelei und Hinterlist nicht verschmäht. Diese Annahme, die schon durch die damit verknüpfte Insinuation, ich hätte Herrn Delbrück nur die Gelegenheit zur Blamage geben wollen, hinfällig wird, kann aber bei unbefangenen Kennern der Verhältnisse wirklich nur Heiterkeit erregen. Wenn Herr Delbrück im Stande wäre, durch seine Artikel eine Zeitschrift in die Höhe zu bringen, dann hätte er dieses Wunderwerk an den Jahrbüchern vollbracht; da es ihm dort nicht gelang, das von ihm geleitete und mit vielen Artikeln eigener Maché unterstützte Blatt vielmehr verflümmerte, konnte nur ein Narr wädhnen, die gelegentliche Mitarbeite dieses Herrn werde der „Zukunft“ besondere Vortheile eintragen. Die Sache ist ungemein einfach: ich hatte, als ich dem Epilog Lamprechts meine Notiz folgen ließ, um endlich einmal die Anzuspaltungen des Triumvirates Lenz-Duden-Delbrück abzuwehren, vergessen, daß und was ich sechs Jahre früher an den Herrn Professor geschrieben hatte, und mich nur dunkel noch des zweiten Briefes erinnert, dessen Ton und Inhalt zu begründeten Refriminationen auch heute noch keinen Anlaß giebt. In dem Schriftsatz ist freilich rügend hervorgehoben, daß dieser Brief mit der Versicherung „ausgezeichneter Hochachtung“ schließt; auch darauf hat aber schon Herr Bamberger die kluge und feine Antwort gegeben, als er sich gegen den Befehder der konventionellen Lügen der Kulturmenschheit wandte. Wir werden nachher sehen, daß dem toten Treitschke von meinem grimmen Feind ein viel schlimmerer Vorwurf gemacht wird, einer, der, wenn er berechtigt wäre, auch diesem Großen und Reinen eine *levis notae macula* anheften und sein Handeln meiner „Infamie“ gesellen würde. Aber verschmähen denn meine sittlich entrüsteten Gegner selbst etwa die Formen konventioneller Höflichkeit? Vor mir liegt ein von dem Herrn Delbrück an mich gerichteter Brief, der vom siebenten November 1897 datirt ist und mit den Worten schließt: „Hochachtungsvoll und ganz ergebenst Delbrück“, und daneben liegt ein zweiter, der also lautet:

Berlin W., den 28. März 1898.

Sehr geehrter Herr Garten,

ich danke Ihnen aufrichtig für das ehrenvolle Vertrauen, das Sie in mich setzen und das ich seinem vollen Werthe nach zu schätzen weiß. Um so mehr bedauere ich, daß ich Ihre Vertretung in diesem Fall nicht übernehmen kann, da mich Herr Professor Delbrück, ein alter Bekannter und Klient von mir, schon in der selben Sache konsultirt hat.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr ganz ergebener
Sello.

So schrieb mir Herr Sello, dem ich meine Vertretung übertragen wollte, — so schrieb er, nachdem Herr Delbrück ihn konsultirt und, wie der Herr Professor selbst erzählt, ihm das Anlagematerial gegen mich vorgelegt hatte. Ich habe nie daran gedacht, ihn deshalb einer Infamie für schuldig zu halten. Er hat mich im Prozeß Tausch höchst überschwänglich gerühmt, mich in früheren Briefen seiner Freundschaft versichert, mir am achtundzwanzigsten März den vorstehenden, nicht gerade von Geringschätzung zeugenden Brief geschrieben . . . und im Mai dann den hier abgedruckten Schriftsatz geschmiedet. Ich nehme an, daß er ungefähr im April seine Meinung über mich geändert hat, wie ich seit dem Jahre 1892 meine Meinung über den Politiker Delbrück geändert habe.

Eigentlich könnte ich jetzt schließen. Herr Delbrück hatte nur Eins zu thun: er mußte den urkundlichen Beweis für meine Infamie vorlegen; alles Andere war überflüssig. Daß sein Schriftsatz siebenundzwanzig Schreibseiten füllt, ist recht charakteristisch; man schreibt nicht so ausführliche Klageantwortungen, wenn man seine Behauptungen bündig beweisen kann. Der „urkundliche Beweis“ ist erledigt; was nun noch kommt, ist nur pro coloranda causa angeflücht, ist aus dem sehr berechtigten Gefühl entstanden, daß es mit der Sache faul steht und man versuchen muß, durch allerlei für ein Schöffengericht schwer kontrollirbaren Klatsch ein Bißchen nachzuhelfen. Doch darf ich die Mühe nicht scheuen, dem Herrn Professor auch auf diesem Wege zu folgen.

Bei den Fällen Quibde und Namroth, die mit der Sache nicht das Gerinste zu thun haben, halte ich mich nicht lange auf. Alles Nöthige und Wissenswerthe ist darüber in der „Zukunft“ vom sechzehnten und dreißigsten Juni und vom vierzehnten Juli 1894 gesagt worden und kann dort nachgelesen werden. Bevor ich den „Caligula“ kannte und bevor der oft erwähnte Alarmartikel der Kreuzzeitung die Aufmerksamkeit auf Herrn Quibde gelenkt hatte — der übrigens nicht „ein bisher Unbekannter“ war —, hatte ich, auf die Empfehlung zweier Schriftsteller, den münchener Historiker zur Mitarbeit aufgefordert. Herr Quibde lehnte die Einladung nicht ab, sondern antwortete dilatorisch. Und als ich die inzwischen berühmt gewordene Brochure gelesen hatte, schrieb ich mein Urtheil über dieses kümmerliche, meines Wissens von keinem ernstern Menschen anerkannte Nachwerk nieder. Der Gedanke, ich hätte das Pamphlet mit Kenntniß seines Inhaltes jemals hier abdrucken wollen, ist so absurd, daß es schwer wird, ihn als wirklich in irgend einem gesunden Hirn vorhanden zu betrachten; die Veröffentlichung hätte mir, selbst wenn mein literarischer Geschmack sich dazu herbeigelassen hätte, eine lange Gefängnißstrafe eingebracht, denn mir hätte man nicht, wie Herrn Quibde, geglaubt, ich könnte die Schrift für eine harmlose historische Studie ohne greifbare Anspielungen gehalten haben. Um die Sache abzuthun, wiederhole ich ein paar früher geschriebene Sätze: „Herr Quibde wäre mit vernünftigen historischen Studien ein ganz angenehmer Helfer; aber seine Mit-

arbeit würde mich natürlich nicht hindern, so werthlosen und nichtigen Quart wie seinen ‚Caligula‘ nach Gebühr zu beurtheilen. Das Geschäftsprinzip, die Freunde des Hauses zu loben und die seitab Stehenden zu tadeln, gedenke ich mir nicht mehr anzugewöhnen. Ich erhalte so viele Beiträge, daß ich werthvolle Arbeiten zu meinem Bedauern oft lange Monate liegen lassen muß, — und nun soll ich plötzlich das Bedürfnis empfinden, mich an Herrn Quidde zu rächen, weil er nicht für meine Wochenschrift arbeiten will. Erstens hatte Herr Quidde seine Mitarbeit gar nicht abgelehnt; zweitens pflege ich in meiner Beurtheilung mich nicht darum zu kümmern, ob der Beurtheilte mein Mitarbeiter ist oder nicht; drittens hat Herr Namroth mich so unendlich häufig und so liebevoll drängend gebeten, für die Frankfurter Zeitung Feuilletons zu schreiben, daß ich, wenn seine Theorie richtig wäre, annehmen müßte, er wolle mit seiner kindischen Verdrehung sich für meine Ablehnung rächen“. So viel über den Fall Quidde. Ich bitte, mich endlich mit der albernen Insinuation zu verschonen, ein höflicher Einladungsbrief, den ich irgendwann einmal irgend einem Manne geschrieben habe, lege mir die Verpflichtung auf, nun für Zeit und Ewigkeit nie mehr über ein von ihm verfaßtes Wort ein unfreundliches Wort zu sagen. Ob Herr Delbrück oder Herr Quidde für die „Zukunft“ schreibt, ist für den Erfolg des Blattes im Grunde die gleichgiltigste Sache von der Welt; ich habe sie aufgefordert, weil ich Jeden auffordere, von dem ich, manchmal vielleicht irrend, annehme, daß er Etwas zu sagen hat, aber ich habe weder ihnen noch anderen Geladenen in meinem Leben je Anlaß zu dem Wahn gegeben, sie würden künftig nur Lobeshymnen von mir hören. Wenn ich einen Menschen, den ich einmal zur Mitarbeit aufgefordert habe, nie mehr tadeln dürste, dann müßte ich auf jede kritische Thätigkeit verzichten. Es ist jammervoll, daß man solche Gemeinplätze überhaupt erst beschreiten muß; aber den zu wandelnden Weg hat ja mein Gegner, habe nicht ich bestimmt. Ich muß ihm folgen, — freilich nicht bis zu dem dunklen Punkt, wo die widrige Beschäftigung mit Herrn Namroth zu beginnen hätte. Die Wesensart dieses Herrn — der übrigens nicht Chefredakteur, sondern Feuilletonredakteur der Frankfurter Zeitung ist und dessen Verfahren gegen mich von seinen engsten Kollegen rückhaltlos und hart verdammt wurde — ist hier früher mit einer zu seiner persönlichen und literarischen Bedeutung in keinem Verhältniß stehenden Strahlenstärke beleuchtet worden; der Mann mag ruhen. Er hat mich erst angebetet und dann in der rüdesten und zugleich perfidesten Weise beschimpft und ich habe ihm in der gebührenden Tonart darauf geantwortet; er ist auf meinen Vorschlag, unseren Briefwechsel einem von uns Beiden zu wählenden Schiedsgericht vorzulegen, nicht eingegangen und hat, als ein mit rothen Striemen Gezeichneter, sein Schimpfgeschäft unermüßlich fortgesetzt, ohne mich je noch zu einer Silbe der Abwehr provoziren zu können. Mir würde Etwas fehlen, wenn er plötzlich verstummte, denn ich brauche den mir mindestens einmal in jeder Woche von ihm gelieferten crapaud wie

das liebe Brod und denke, so oft mir das frankfurter Krötlein munter entgegenhüpft, an die häßliche Stelle aus einem mameuthlichen Brief an mich: „Ich prophezeite Ihrem Siegfriedsmuth schon längst solche Prüfungen. Den Kampf gegen die Gemeinheit führt man nicht, ohne mit Noth bespreizt zu werden.“

... Man kann eine Fehde publizistisch oder juristisch ausfechten. Entscheidet man sich für den juristischen Weg — der mir für diesen Fall stets ungeeignet schien und, seit das Ei endlich gelegt ist, erst recht scheint —, dann sollte man alles journalistische Weimwerk sparen. Welche „sittlichen Maßstäbe“ ich an das Thun Anderer lege und wie ich in einem ganz anders goarteten Fall einmal gehandelt habe: Das und vieles Andere, was weitschweifig vorgebracht wird, kommt für die Beantwortung der hier allein wichtigen Frage gar nicht in Betracht. Daß es angeführt wurde, zeigt nur, wie gering das Vertrauen meines Befehlers auf die bezwingende Macht seines urkundlichen Beweises war.

Nicht ganz so liegt die Sache bei der Verdächtigung, die an den Namen des Herrn Dr. Franz Mehring geknüpft ist. Wenn ich wirklich — nicht in einer momentanen Wallung, nicht in einer raschen Regung leidenschaftlichen Zornes, wie er bei Liebenden nicht selten ist, etwa eine Aeußerung des Fürsten Bismarck getadelt, sondern —, wie ein ruppiger Geschäftsmann, nur zum Schein und aus schmählicher Gewinnsucht eine Bismarckbegeisterung geheuchelt hätte, die ich gar nicht empfand: dann verdiente ich den härtesten Schimpf und wäre, als ein Infamer, von der Liste der ehrlichen Leute zu streichen. Wir wollen prüfen, ob auch nur der Schatten eines Grundes für diese Annahme zu sehen ist.

Im Jahre 1890 hatte Herr Dr. Mehring, der damals die Volkszeitung redigirte, den in allen Phasen bekannten Kampf gegen Herrn Paul Lindau begonnen. Sein erster Artikel, der rein politisch gehalten war, hatte nicht ganz die erwartete Wirkung geübt, weil, wie selbst hitzige Bismarckfeinde aus dem Thiergartenfreisinn mir sagten, man dem früheren Kanzler doch nicht etwa vom Herrn Lindau begangene Nichtsnutzigkeiten in die Schutze schieben könne. Ich war damals ein harmloser Literaturkritiker, schrieb ausschließlich für liberale Blätter, hatte mich mit Politik nie ernsthaft und intensiv beschäftigt, war überhaupt erst seit kaum zwei Jahren in eine literarische Thätigkeit hineingedrängt worden. Den Artikel der Volkszeitung las ich auf Helgoland. Als ich nach Berlin zurückkam, wünschte Herr Dr. Mehring, in dem ich einen ganz ungewöhnlich begabten Journalisten bewunderte und noch bewundere, mich kennen zu lernen; er meinte, er finde sich in der ihm unbekanntem Theaterphäre, in der sich der Fall Lindau zum größten Theil abgespielt hatte, nicht zurecht, und hoffte, in mir, dem das gegen den Helden vorliegende Material genau bekannt war, einen Helfer im Streit zu finden. Ich besuchte ihn in den Räumen der Redaktion, wir besprachen die Sache und das Resultat dieser Besprechung war, daß Herr Dr. Mehring mich bat, der Einfachheit und Raschheit wegen lieber gleich selbst für die

Vollzeitung ein Feuilleton zu schreiben, in dem das Treiben des Herrn Lindau dargestellt werde. Es handelte sich nicht um einen zu unterzeichnenden und zu honorirenden Artikel, sondern um eine private Gefälligkeit, die ich, im Interesse der mir besser als ihm bekannten Sache, dem von wichtigerer Arbeit in Anspruch genommenen Redakteur erwies und die keinem außen Stehenden bekannt werden sollte, die auch Herr Mehring in späteren Veröffentlichungen über den Fall Lindau nie erwähnt hat. Daß der Artikel „wörtlich“ so, wie er geschrieben war, abgedruckt wurde, glaube ich nicht; daß Herr Mehring und sein damaliger Kollege Herr Georg Ledebour über diese winzige Frage heute, nach acht Jahren, eine eibliche Zeugenaussage abgeben könnten und wollten, ist unwahrscheinlich; ich wenigstens könnte nicht einmal von einem Artikel, den ich vor acht Wochen veröffentlicht habe, beschwören, daß er wörtlich so, wie ihn der Autor mir geliefert hatte, abgedruckt worden sei, und weiß nur das Eine zufällig noch genau, daß ich dem Feuilleton einen anderen Titel gewählt hatte, der Herrn Mehring, mit Recht, nicht passend schien. Aber wörtlich oder nicht: es ist mir damals nicht eingefallen, Herrn Lindau „wegen seiner Anhänglichkeit an Bismarck zu verhöhnen“, sondern ich habe nur gesagt, daß sich die Stellung eines aus dem Auswärtigen Amt gespeisten Nachrichtenhändlers und Leibjournalisten der Wilhelmstraße mit der engen Beziehung zum Berliner Tageblatt, das den Fürsten Bismarck vor und nach seiner Entlassung wüthend bekämpfte, schwer vereinigen lasse. Die Klatscherei ist typisch für die Art, wie in acht Jahren aus einer Mücke ein Elefant werden kann. Ja, wissen die Herren Delbrück und Sello denn nicht, daß ich — es ist doch oft genug gedruckt worden! — in der ersten Zeit meiner journalistischen Thätigkeit sogar satirische Hiebe gegen Bismarck zu führen versucht habe und in berlinisch fortschrittlichen Anschauungen lebte und webte? Wissen sie nicht, daß ich, als mir eine bessere oder doch besser scheinende politische Einsicht dämmerte, mich gerade deshalb Apostata nannte, mir also einen Namen gab, der deutlich zeigen sollte, daß ich, als ein Abtrünniger, von früher verehrten Idealen geschieden sei? Das wissen wirklich alle Leute, die sich je um mich bekümmert haben, und den Fürsten Bismarck schien es zu amüsiren, als ichs ihm erzählte.

Mit Herrn Dr. Mehring war ich also seit dem August 1890 bekannt und wir waren ein paar Jahre lang recht befreundet. Auf seine Mitarbeit legte ich, troy der völligen Verschiedenheit unserer Standpunkte, getreu dem Programm der „Zukunft“, den höchsten Werth und er war so freundlich, mich bei den Vorbereitungsarbeiten mit dem Rath des Erfahreneren zu unterstützen. Daß ich ihn je aufgefordert haben könnte, mit mir gemeinsam die „Zukunft“ herauszugeben, ist mir nicht erinnerlich; auch in seinen Briefen finde ich davon keine Spur und ein solches Arrangement wäre übrigens durch den Widerspruch meines damaligen Verlegers vereitelt worden, der mit ängstlicher Sorge schon die Wüthigkeit ausnahm, Herr Mehring werde, wie ich hoffte, ein eifriger Mitarbeiter

werden. Habe ich aber wirklich eine solche Aufforderung an den früheren Redakteur der Volkszeitung gerichtet: was bewies sie? Klar und unzweideutig doch nur, daß ich dem damals eifrig unthergetragenen Gemunkel, die „Zukunft“ sei mit bismärdischem Gelde gegründet und werde aus allerlei dunklen Fonds gefüttert, durch eine nicht mißzuverstehende Handlung den Boden entziehen wollte. Wenn Herr Mehring neben mir als Herausgeber gezeichnet hätte, dann hätte auch der Böswilligste am Ende nicht mehr geglaubt, es handle sich um eine bismärdische Gründung. Mir hätte auch sonst ein solches Einvernehmen nur erwünscht sein können: Herr Mehring hätte dann seine, ich meine Ansichten vertreten und der Gedanke, der mich bei der Gründung der „Zukunft“ leitete und der schon im ersten Prospekt deutlich ausgesprochen ist, wäre weithin sichtbar geworden. Herr Mehring kannte meine Ansichten ganz genau; in allen seinen freundschaftlichen Briefen lehrt der Ausdruck der Hoffnung wieder, ich werde mich eines Tages von „Bismard und Rieysche“ reuig abwenden und die Thorheit meiner Bewunderung dieser Männer erkennen; die Verdächtigungen und Schmähungen, denen ich namentlich bei seinen Parteigenossen ausgesetzt war, schmerzten ihn, und wie wenig er daran dachte, meinen Plan oder meine Haltung sittlich tadelnsworth zu finden, beweist allein schon die Thatsache, daß er mir noch am vierzehnten Oktober 1892, also nach dem Erscheinen der ersten Hefte der „Zukunft“, einen Artikel anbot. Die Logik, die aus meiner angeblichen Absicht, mit Herrn Mehring gemeinsam die „Zukunft“ zu leiten, den Beweis für meine Heuchelei oder Infamie schöpfen will, scheint mir aus der Kinderstube zu stammen: gerade diese Absicht könnte ja nur beweisen, wie ernst es mir mit meinem Plan war und wie weit ich schon damals von dem Wunsch entfernt gewesen sein muß, ausschließlich für die Interessen des Fürsten Bismard eine Wochenschrift zu schaffen. Uebrigens: eine „schrankenlose Begeisterung für die staatsmännischen Leistungen des Fürsten Bismard“ habe ich bekanntlich nie „zur Schau getragen“ und noch weniger hat Das die „Zukunft“, wie Herr Delbrück behauptet, jemals gethan. Ich bin zu meinem tiefen Schmerz durch meine abweichende Ueberzeugung genöthigt worden, seit acht Jahren häufig die sozialpolitischen Ansichten des großen, geliebten Mannes zu bekämpfen, bin deshalb in den Hamburger Nachrichten und im Bismard-Jahrbuch einmal als Genosse Wagners, Zentschs und anderer Uebelthäter mit der Aht belegt worden und in der „Zukunft“ sind sehr viele entschiedene Gegner Bismards zum Wort gekommen. Daß meine Wochenschrift ihren Erfolg „zum großen Theil dem Bismardkultus verdankt“, ist eine ins Blaue sancirte Behauptung. Weßhalb fehlt denn den eigentlichen Bismardblättern dieser Erfolg? Und weßhalb bin ich immer wieder mit leidenschaftlicher Heftigkeit beschimpft und verleumdet worden? Weil ich in einer Zeit, wo die Zahl der Anhänger des entlassenen Kanzlers noch nicht groß war, mit der Einsetzung meiner ganzen Kraft für die geniale Persönlichkeit des Einzigen eingetreten bin. Wenn ich

mit dem selben Eifer und Fleiß für den berühmten liberalen Gedanken gekochten hätte, wäre ich heute ein gefeierter Mann und eine Leuchte in Israel; und wenn ich die „Zukunft“ in den Dienst des berlinischen Freiinns gestellt hätte, dann wäre sie nicht systematisch totgeschwiegen worden und hätte heute vielleicht die doppelte Abonnentenzahl. Mit solchen Erwägungen habe ich mich nie abgegeben; ich wollte das Recht haben, meine Ansichten rückhaltlos auszusprechen, und Anderen, auch Sozialdemokraten natürlich, das selbe Recht vor einem großen Publikum sichern. Diese Absicht, Vertreter aller Parteien mitarbeiten zu lassen, habe ich dem Fürsten Bismarck nicht verhehlt; als ich sie ihm im September 1892 in Varzin ausführlich geschildert hatte, meinte er lächelnd: „Die Idee ist nicht übel; wenn Sie noch keinen Namen für das Blatt haben, sollten Sie es ‚Omnibus‘ nennen, damit Jeder gleich weiß, was er zu erwarten hat.“ Im Sinn dieses klugen Scherzes hätte auch ich gehandelt, wenn ich wirklich, wie jetzt plötzlich behauptet wird, Herrn Mehring eingeladen haben sollte, auf dem Kutschboden des Omnibus neben mir Platz zu nehmen.

So. Das ist Alles, was Herr Delbrück als Beweis für meine Infamie vorzubringen hat. Wenn er dieses Material im März veröffentlicht hätte, dann hätte er freilich keinen Eindruck erzielt. Er hat es vorgezogen, den schlimmsten Verdacht auf mich zu werfen und Monate lang auf mir ruhen zu lassen, ohne daß ich ahnen konnte, um was es sich eigentlich handle. Das Urtheil über dieses Vorgehen kann ich einstweilen den Lesern anheimstellen. Ich brauche auch hier nicht zu erörtern, daß er durch die Häufung grober Schimpfwörter und beleidigender Insinuationen den Schutz des § 193 völlig verwirkt hat, der in diesem Falle nur mir, als dem zuerst Angegriffenen, zur Seite steht, und kann mich auf die resumirende Feststellung beschränken: nicht einmal der Versuch eines Beweises für eine in der Redaktion der „Zukunft“ jemals vorgekommenen Unsauberkeit, kein Schatten eines Beweises für die behauptete Unlauterkeit meines Charakters oder gar für eine von mir begangene Infamie. Mit der Verschleppung der Sache ist nichts erreicht worden als eine Täuschung leichtgläubiger Leser über das Wesen der „Zukunft“ und ihres Herausgebers; und ich kann nicht verschweigen, daß auch in diesem Fall das Verfahren des Herrn Delbrück mir nicht anständig scheint, während er es offenbar für anständig hält, daß also unsere Auffassungen publizistischer Anstandspflichten auch jetzt noch verschieden sind.

Mehr habe ich auch in meinem Nachwort zu Lamprochts Epilog nicht gesagt; und ich hätte, offen gestanden, nicht erwartet, daß ein Mann, der in seiner Zeitschrift für die Freiheit der Rede und gegen die Belästigung der Presse durch Anklagen kämpft, wegen eines von ihm provozirten Artikels gerichtliche Klage erheben würde. Auf der weiten Welt könnte nichts mich zu einem solchen Vorgehen bewegen, das mit allen von mir bekannten Prinzipien im Widerspruch stünde. Wenn Herr Delbrück geglaubt hat, durch die Erhebung der

Widerklage seine allerdings recht schlimme prozessuale Lage verbessern zu müssen, so kann ich ihn beruhigen: das mir von ihm ausgenüthigte Gerichtsverfahren ist, da sein Zweck schon jetzt erreicht, das gesammte Thatfachenmaterial veröffentlicht ist, für mich ganz und gar überflüssig geworden und könnte, wenn die Widerklage wegfiele, meinethwegen in jedem Augenblick beendet werden. Denn nicht darauf kommt es mir an, ob Herr Delbrück mich infam nennt, mich beschimpft und deshalb gestraft wird, sondern einzig und allein darauf, daß die Thatfachen bekannt werden, auf die er sein mir gleichgiltiges Urtheil stützt. Ich stehe auf dem Standpunkt, den Binding in seiner ausgezeichneten Schrift über „Die Ehre und ihre Verletzbarkeit“ einnahm, als er sagte: „Die Ehre ist durch Beleidigungen unverletzbar, also durch Widerruf, Abbitte oder Ehrenerklärung unwiederherstellbar.“ Und ich füge hinzu: auch durch die Bestrafung des Ehrverletzers. Deshalb hat die Sache von jetzt an jedes weitere Interesse für mich — und wohl auch für die Leser der „Zukunft“ — verloren.

Dennoch muß ich über den Inhalt der für die Beurtheilung des Falles unerheblichen Widerklage noch ein paar Worte sagen. Ich habe mich, als Laie, in den zwischen den drei berliner Historikern und Karl Lamprecht schwebenden Streit nicht eingemischt, sondern bin nur durch wiederholte Provokationen zum Reden gezwungen worden. Herr Delbrück hatte mir im Dezemberheft seiner Jahrbücher vorgeworfen, ich hätte, um die Leser der „Zukunft“ zu täuschen, die Pflicht redaktionellen Anstandes verletzt, und er hatte hinzugefügt, ein entlarvter Plagiator, ein literarischer Dieb, wie es nach seiner Ansicht Lamprecht ist, passe nach „Wissenschaftsbetrieb wie Gemüthsart“ für einen Platz in der Redaktion der „Zukunft“. Auf diese grobe Injurie habe ich nicht sanft geantwortet und dabei gesagt, Herr Delbrück habe über publizistische Anstandspflichten offenbar andere Ansichten als ich. Das war keine Redensart, in die ich feig eine Beleidigung hüllen wollte, sondern ich glaube wirklich und sehe es täglich bewiesen, daß die Auffassungen publizistischer Anstandspflicht weit auseinandergehen können und thatsächlich gehen, und bin nicht so anmaßend, Jeden, der meine Auffassung dieser Pflicht nicht theilt, für objektiv „unanständig“ zu halten. Wenn mir aber ein solcher Dissident Vorlesungen über Anstand halten will, dann lehne ich das freundliche Bemühen ab, das, bei der Verschiedenheit der Ansichten, doch nicht ans Ziel führen könnte. Mit dieser Erklärung, die ich mit reinem Gewissen abgeben kann, stürzt der größte Theil des künstlich gefügten Widerklagegebäudes. Ich habe Herrn Delbrück auch nicht, wie er sagt, gemeinen Eigennuzes bezichtigt — er irrt: diesen Vorwurf hat er mir gemacht —, sondern nur auf das selbstverständliche Bestreben jedes Publizisten hingewiesen, mit seinen Arbeiten auf eine möglichst große Menge zu wirken, und auf den leicht begreiflichen Aerger darüber, daß Andere, deren Arbeiten man für nutzlos oder gar schädlich hält, zu weiter reichender Wirkung gelangen. Das hat mit ehegeizigen Wünschen

sehr viel, mit gemeinem Eigennutz nicht das Geringste zu thun. Daß Treitschke Herrn Delbrück oft Hans Tappß genannt hat, ist erweislich wahr; daß dieser Name, der in einem bekannten plattdeutschen Schwank einen läppischen, aber grundehrlichen Burschen schmückt, über Nacht schnell zum „gewöhnlichen Schimpfwort“ geworden sein soll, leuchtet mir nicht ein. Nun sagt Herr Delbrück, auch über mich habe Treitschke „in vertrauten Kreisen“ ungünstig geurtheilt. Das ist möglich, da ihm Herr Professor Schiemann häufig verleumderische Reden über mich vortrug. Auch sonst wäre es wohl möglich, daß Treitschke über meine Thätigkeit ungünstig geurtheilt hat; für sehr günstige Urtheile, die er über mich fällte, könnte ich Zeugen stellen. Wir wollen aber annehmen, die Behauptung des Herrn Delbrück sei diesmal erweislich wahr, und wollen in dem letzten Brief, den Treitschke 1895 an mich schrieb, dann die folgenden Sätze lesen:

„Es ist mir sehr willkommen, daß Sie mir die Gelegenheit geben, mich wegen einer unbeabsichtigten Unfreundlichkeit zu entschuldigen. Nach meiner Rückkehr aus Vissabon erfuhr ich nachträglich, daß Sie mir inzwischen wegen meines fünften Bandes geschrieben hätten; der Brief war mir nach Frankreich nachgeschickt worden und ist dann irgendwo verloren gegangen. Auf Ihre heutige Anfrage bedauere ich sehr, nicht eingehen zu können. Ich bin nicht gegen die Umsturzworlage, wie ungeschickt sie auch abgefaßt ist, und will nicht als Spießgeselle der Ordnungspartei Bebel & Richter auftreten. Andererseits hat das Centrum die Vorlage traurig zugerichtet, und da die Entscheidung über diese Aenderungen doch nur von unberechenbaren parlamentarischen Handelsgeschäften abhängt, so sehe ich nicht ab, was die Feder dabei nützen soll. Eine Regierung wie die jetzige macht die ernsthafteste Publizistik fast unmöglich.

Mit ausgezeichnetester Hochachtung ergebent
Treitschke.“

Wenn nun der Schreiber über den Adressaten dieses Briefes in vertrauten Kreisen ungünstig geurtheilt hat, — ist er dann vielleicht auch ein treulosser Heuchler, ein infamer Verräther? Oder hat er, wie alle leidenschaftlichen Menschen, in verschiedenen Stunden und Stimmungen eben verschiedene Urtheile über Menschen und Werke gefaßt? . . . Die Firma Delbrück & Sello hat Unglück: sie beweist immer das Gegentheil Dessen, was sie beweisen will.

Von dem Prioritätsstreit über die altgermanische Hundertschaft verstehe ich nichts und habe nur, weil ich zur Erklärung der Sachlage dazu gezwungen war, wiederholt, was Lamprecht hier vorher darüber gesagt und, wie mir scheint, bewiesen hatte. Ob Herr Delbrück der Deutschen Geschichte Lamprechts einen Gedanken entlehnt hat, mögen Sachverständigere entscheiden; mir ist die Frage so gleichgiltig wie die andere, ob die von ihm gewählte Form, seine Schüler auf den Werth seiner eigenen Bücher hinzuweisen, jedem akademischen Lehrer einwandfrei scheinen würde. Auch die Geschichte von dem mit B. unterzeichneten Sozialistenartikel brauche ich nur flüchtig zu streifen; daß die Jahrbücher parodistische

politische Artikel bringen, ist mir neu; daß sozialdemokratische Blätter damals den aufgetauchten Verdacht, Herr Bebel habe den Artikel geschrieben, zurückweisen mußten, ist leicht zu erweisen, — also muß die angeblich parodistische Form doch wohl dem „blödesten Auge“ nicht so ganz leicht erkennbar gewesen sein. Und die Polenartikel des Herrn von Koscielski? Nicht, daß er diesen geschickten Herrn schreiben, sondern, daß er ihn anonym in einem deutschen Blatte, als einen scheinbar Unparteiischen, polnische Politik treiben ließ, mache ich Herrn Delbrück zum Vorwurf, hat ihm, wie ich beweisen kann, besonders auch Treitschke oft in bitteren Worten zum Vorwurf gemacht. Nach dem Schriftsatz müßte man glauben, Jeder habe den Verfasser für einen Polen gehalten; mir ist nur das Gegentheil bekannt und ich kann dafür zahlreiche unanfechtbare Zeugen stellen. Erst neulich hat Herr von Tiedemann-Seeheim, der klügste und erfahrenste Schützer des in der Ostmark von den Slaven bedrohten Deutschthumes, in der Kreuzzeitung erklärt: „Herr Delbrück kann unbeforgt sein; unsere Freunde sind nicht in der Lage, von seiner Erlaubniß, in den Spalten der Zeitschrift, in der Herr von Koscielski — unter dem Schutz der Anonymität und unter der moralischen Verantwortung des Herausgebers — die Einsetzung polnischer Regierungsbeamten verlangen durfte, Gebrauch zu machen.“ Und er hat in der Mainummer der „Ostmark“ gesagt, Herr Delbrück habe in den Jahrbüchern über die Artikel des Herrn von Koscielski verkländert: „Die Grundgedanken glaube ich als solche hinstellen zu dürfen, die nicht bloß werth sind, diskutiert zu werden, sondern thatsächlich die wahre und allein heilbringende deutsch-preussische Politik angeben.“ Diese Worte, die, wie Herr von Tiedemann erzählt, im Buchhändler-Vorlesenblatt „als Reklame für das betreffende Heft der Preussischen Jahrbücher — doch gewiß nicht ohne Delbrücks Einwilligung — wieder abgedruckt wurden“, beenden wohl den Streit über diesen Punkt. Auf Wunsch könnte ich aber noch sehr viele Pressstimmen anführen, die beweisen, daß die Sache ganz allgemein so aufgefaßt worden ist, wie ich sie aufgefaßt habe, — darunter die Nationalliberale Korrespondenz vom siebenten April 1898, deren für meinen Gegner recht unangenehmer Artikel mit den Worten schließt: „Auf den Vorwurf, mit der in einer besseren Vergangenheit erworbenen nationalen Autorität seiner Zeitschrift die Politik des Herrn von Koscielski gedeckt zu haben, ist Herr Professor Delbrück bisher nicht eingegangen. Diejenigen Deutschen, insbesondere in den Ostmarken und in Oesterreich, die in den Preussischen Jahrbüchern bisher ein den deutsch-nationalen Interessen dienendes Organ erblickt haben, werden, so weit sie an ihrer Sache zeitweilig durch die Artikel dieser Zeitschrift irr geworden sein sollten, jedenfalls wissen, was sie von ihren Rathschlägen in nationalen Fragen zu halten haben.“ Was Herr Delbrück fast ein Jahr nach dem Erscheinen der Polenartikel irgendwo erklärt hat, ist gleichgiltig; daß er bis heute noch Herrn von Koscielski nicht

als Verfasser genannt hat, wurde von Tiedemann in der „Ostmark“ behauptet, und daß die Artikel geeignet — wenn auch vielleicht nicht bestimmt — waren, in deutschen Lesern falsche Vorstellungen zu erwecken, kann, da es kinderleicht zu beweisen wäre, nicht ernstlich bestritten werden.

Was bleibt noch übrig? Ach ja: Herr Delbrück ist nicht mit Herrn Marschall von Bieberstein im Thiergarten spaziren gegangen. Herr von Tiedemann wollte den publizistischen Bannerträger des Caprivismus auf solchem Spaziergange gesehen haben; er hat sich also, wie ich annehme, geirrt. Da der Irrthum nicht einmal zu einer formalen Beleidigung des Herrn Delbrück verleitet hat, weiß ich nicht, weshalb der scherzhafte Nebensatz in der Widerklage so feierlich vorgeführt wird. Ich war und bin ja stets gern bereit, jeden Irrthum zu berichtigen, dessen ich mich, wider meinen Willen, schuldig gemacht habe.

* * *

. . . Amusant war die Sache nicht und ich habe an die Geduld meiner Leser außerordentliche Anforderungen gestellt. Das weiß ich, hoffe aber, sie werden auch mir glauben, daß es nicht angenehm ist, sich mit solchen Gegnern herumzuschlagen zu müssen. Neugierig bin ich nur, wie sich die Redakteure verhalten werden, die sich nicht scheuten noch schämten, die gegen mich aus dem Hinterhalt geschleuderte Beschimpfung in möglichst großen Leserkreisen weiterzuverbreiten. Wenn sie sich selbst getreu bleiben, werden sie schreiben:

„Der sattjam bekannte Herr Harden hat endlich den Muth gefunden, auf die schwere Beschuldigung zu antworten, die der berühmte Historiker und Publizist Professor Hans Delbrück im März gegen ihn vorgebracht hat. Er braucht sechs- undzwanzig Seiten, um . . . nichts zu sagen. Da es ihm natürlich unmöglich ist, auch nur einen der Vorwürfe Delbrücks zu entkräften, schwagt er allerlei nicht zur Sache gehöriges Zeug, beruft sich auf sein schlechtes Gedächtniß und erklärt schließlich in leicht erklärbarer Verzweiflung, das Gerichtsverfahren habe für ihn jeden Zweck verloren. Wir können hinzufügen: Auch für uns; denn über diesen gesinnungslosen Skribenten sind die Akten ja ohnehin längst geschlossen und die vornehme Presse kann über ihn und sein Blättchen nachgerade zur Tagesordnung übergehen.“

Das oder Aehnliches hoffe ich bald in der vornehmen Presse zu lesen.

W. G.



Eine Rede,

die am zwanzigsten März gehalten werden mußte.*)

Man hat neulich in Berlin den siebenzigsten Geburtstag eines nordischen Dichters in der würdigsten Weise gefeiert. Man hat ihn den größten Dramatiker der Gegenwart genannt. Wenn man weiß, welche Voraussetzungen einen großen Dramatiker bedingen, geschweige den größten, so gilt diese Huldigung zugleich den nordischen Völkern, dem geistigen Leben und den sozialen Verhältnissen, die seinen freien Geist und dessen Muth und Kunst gezeugt haben. In politischer Beziehung sind die nordischen Länder — und besonders Norwegen — freier als Deutschland. Schon lange waren sie von wichtigen sozialen Fragen bewegt, die jetzt erst in Deutschland auftauchen. In religiöser Beziehung haben große Männer und starke Strömungen in dem Volksleben des Nordens die Literatur befruchtet. So ist zum Beispiel der Einfluß Kierkegaards auf Ibsen unverkennbar. Die Volksbildung ist von der Art, daß die Bauern in Norwegen wie in Dänemark treue Leser der besten Werke der Literatur sind. In sämmtlichen drei Ländern vertreten meist die Bauern selbst ihre Wahlbezirke im Reichstage. In Norwegen waren Präsidenten der Nationalversammlung Bauern, eben so sind Bauern Mitglieder der Regierung. So tief sind die geistigen Interessen ins Volk hinabgedrungen.

Wenn die Festredner in Berlin mit Recht hervorhoben, daß die Werke des Jubilars ein Ruhm für den germanischen Geist seien, dann ist dieses Wort so aufzufassen, daß es besonders den nordgermanischen Geist trifft. Deshalb denke ich mir, daß einer der Redner sich hätte erheben müssen, um Folgendes zu sagen:

„Ich bin der Ansicht, daß die Ehrung eines Menschen nur dann einen Werth hat, wenn sie eine Verpflichtung auferlegt: daß die Huldigung nämlich ein Gebot an die Huldigenden werden muß. Wie können wir bei uns selbst die Lehre des großen nordischen Dramatikers anwenden? Darauf kommt es an.

Ich mißverstehe ihn wohl nicht, wenn ich das Wirken des Jubilars in das Gebot zusammenfasse: Du sollst nicht zweierlei Rechnung führen, Du sollst Dich durch Niemand und durch nichts in Zwei theilen lassen. Diese Verständigung gegen Dich selbst ist die Ursache jeder anderen und der Verschärfung und vieler Gefahren, in deren Mitte wir leben. Wir erscheinen an den Werktagen als eine Person, an den Feiertagen als eine andere, als eine Person für den Hausgebrauch, als eine andere für den öffentlichen Gebrauch.

*) Nachdem Adolph Wagner hier neulich die nordischledwigijsche Frage vom Standpunkt des Deutschen betrachtet hat, soll auch die Ansicht des großen norwegischen Dichters dem deutschen Publikum mitgetheilt werden.

Wir haben eine private bürgerliche und wir haben eine staatsbürgerliche Moral. Die erste ist in vielen wesentlichen Dingen der anderen ganz entgegengesetzt. Als Menschen halten wir Das für eine Schande, was wir als Politiker, Journalisten, Offiziere oft für unsere Pflicht halten, ja uns sogar zur Ehre anrechnen.

Ich thue wohl Keinem in dieser Versammlung Unrecht, wenn ich, die Lehre des Jubilar's auf uns anwendend, erwähne, was hier am Nächsten zu liegen scheint: unser Verhältniß nämlich zu der nordischen Völkergemeinschaft, der unser Dichter angehört. Vielleicht werden wir gerade hier die erste und nächste Verpflichtung finden, die seine Lehre uns als deutschen Bürgern auferlegt, die Verpflichtung, nicht die Werke des Jubilar's als germanisch und epochemachend zu preisen, ohne gleichzeitig damit aufzuhören, den germanischen Volkgeist, dem sie entsprossen, zu beleidigen und zu mißachten. Wir scheint, wir müßten uns scheuen, diesen Geist für geringer als den unseren anzusehen. Er kann es unmöglich sein, da er uns so große Werke giebt. Deshalb dürfen wir auch nicht mehr im Namen der Kultur diesen Geist beleidigen und mißachten. Wir können also nicht sagen, daß, was jetzt in Nordschleswig vorgeht, zum Besten der Unterdrückten geschieht. Eben so wenig können wir sagen, daß es zu unserem Besten geschieht. Jener Geist steht ja dem unseren ganz nahe. Bei uns wird dieser Geist nur von ungefähr 200 000 Individuen vertreten, die in anderen historischen Verhältnissen als den unseren herangewachsen sind. Daß Deutschland über diese 200 000 und ihr Land herrscht, — wenn wir einander als ehrliche Leute in die Augen sehen wollen, müssen wir gestehen, daß dieser Umstand uns weder mächtiger noch sicherer macht. Diese nordischen Männer und Frauen singen nordische Lieder, sie schließen sich dem geistigen Leben ihrer nordischen Heimath an. Das müßte doch wohl das große Deutschland dulden, wenn sie zugleich die deutsche Sprache, und was sonst die Schule verlangt, lernen. Nicht wahr? Ohne zu lügen, können wir unmöglich sagen, daß hinter diesen 200 000 Menschen Jemand auf der Lauer steht. Wir wissen vielmehr, daß hinter ihnen 9 Millionen Stammverwandte stehen, die völlig neutral sind, — Das heißt, wenn wir sie dazu machen wollen. Es hängt nämlich ausschließlich von uns ab. Es hängt davon ab, ob wir den Prinzipien huldigen wollen, zu denen wir uns heute bekennen, da wir die Werke des nordischen Dramatikers rühmen. Sollen diese Prinzipien eine Verpflichtung in unserem Leben bedeuten, in unserem Verhältniß zu ihm selbst, zum Geist seines Volkes, oder sollen sie mit dem Champagner fortschäumen?"

Es stimmt mit der übrigen Oberflächlichkeit nur allzu sehr überein, daß diese Rede am zwanzigsten März nicht gehalten wurde. Es könnte darum recht hoffnungslos erscheinen, sie jetzt zu halten. Deutschland ist aber groß. In

diesem Lande Luthers, Lessings, Kants und Davids Strauß könnte vielleicht doch irgendwo ein großes Gewissen harren, das die Worte von weit vernehmbarer Stelle wiederholte, sie zur Zeit und besonders zur Unzeit in solcher Form und mit solcher Macht wiederholte, daß hundertmal Tausend aus ihnen den Willen empfingen, die Wahrheit zu sehen. Es steht geschrieben, daß Jeder gerettet werden soll, der die Wahrheit sieht. Was jetzt in Nordschleswig vorgeht, ist nämlich an und für sich entschieden zwecklos und schädlich und zugleich unwürdig eines kulturtragenden Volkes, wie das deutsche es ist.

Ich habe zur Vertheidigung anführen hören, daß die Dänen zur Zeit, als sie über Schleswig herrschten, sich gegen die Deutschen nicht besser betragen haben sollen. In dem rein deutschen Südschleswig aber haben die Dänen der Bevölkerung nie den Unterricht in ihrer Muttersprache vorenthalten. Ferner habe ich die gegenwärtige Unterdrückung der Geister und der Gewissen in den Ostseeprovinzen als Vertheidigung für die Vorgänge in Nordschleswig anführen hören. Ich wundere mich aber darüber, daß Jemand glaubt, das Unrecht Anderer könne uns zu ermunterndem, statt zu abschreckendem Beispiel dienen. Endlich habe ich sagen hören, daß ein humaneres und verständnisvolleres Auftreten in Nordschleswig Folgen haben würde, die Posen und Elsaß-Lothringen beträfen, — Folgen, die Deutschland nicht dienlich sein können. Wir, die außerhalb der Sache leben und unparteiische Stimmen hören, wir wissen, daß ohne die rücksichtslose Regierungweise, die dort zur Zeit üblich ist, der Anschluß an Deutschland in beiden Provinzen weiter vorgeschritten wäre, als er es jetzt ist. Deutsche, die die Verhältnisse kennen, versichern mich, daß die deutsche Sache in keiner der drei unterdrückten Provinzen (Nordschleswig ist die dritte) irgend welche Fortschritte gemacht hat. Darüber kann ich unmöglich urtheilen, doch verstehen wir Alle, daß Frankreich hinter Elsaß-Lothringen und die slavischen Völker hinter Posen den Uebereifer der deutschen Bureaucratie erklären; das Volk des Nordens hinter den 200 000 Südjüten erklärt ihn aber nicht. Hier richtet der Uebereifer nur Böses an, — und Das in einem Maß, von dem das deutsche Volk kaum eine Ahnung hat.

Ich werde hier Einiges von Dem erzählen, was jetzt vorgeht.

Die Schule und die Kirche.

Der Bischof Grundtvig, der große dänische Dichter geistlicher Lieder, der als Solcher innerhalb der christlichen Kirche von Keinem übertroffen wird, war auch ein großer Pädagoge. Ihm mehr als irgend einem Andern ist zu verdanken, daß die Aufklärung des Volkes auf der heutigen Höhe steht. Das Geistes- und Gemüthsleben, das von den dänischen Volkshochschulen sich über das Land ausgebreitet hat, ist unvergleichlich. Seine erste und unmittelbare Frucht ist ein größeres Ehrgefühl, das Tüchtigkeit zengt. Durch

sie ist die Landwirthschaft Dänemarks ein Beispiel für Andere geworden. Ich erwähne Das zuerst, weil es eine Thatfache ist, die sich durch die Statistik nachweisen läßt. Aber die kostbarste Frucht ist natürlich die: eine erhöhte Lebensfreude, ein ernstere sittlicher Wille, ein reger Wissensdurst, der nach und nach Tausenden von Familien, die früher nur wie Sklaven arbeiteten, zum Segen geworden ist. Für die Nordschleswiger besigt aber die dänische Volksaufklärung, die ihren Mittelpunkt in den Hochschulen der Bauern hat, eine besondere Anziehung. Und der Kultus, der von der Volkshochschule untrennbar, ja eigentlich ihre Grundlage ist, bietet eine freiere, mehr individuelle Verkündigung, ein Singen und ein Gemeinleben, wonach sich das Herz der Nordschleswiger sehnt. Von Alledem sollen sie nun ausgeschlossen werden. Von den 700 bis 800 Volksschulen, die in dem dänischen Sprachgebiet Schleswigs liegen, sind ein paar Hundert in Mittelschleswig; und hier wurde die dänische Sprache sofort verboten. Jetzt ist aber auch in den übrigen 600 dänischen Schulen in Nordschleswig der dänische Unterricht verboten worden. Die Schüler erhalten einige Stunden „dänischen“ Religionunterricht; aber von welcher Art ist er? Als die Eltern diesem Uebelstande durch Wanderlehrer und Lehrerinnen abhelfen wollten, hat man versucht, die Kinder mit häuslichen Arbeiten zu überbürden, und polizeiliche Hilfe herbeigerufen, um es durchzusetzen. Auf diese Weise wollte man den privaten Religionunterricht verhindern. Ferner hat man zu dem Mittel gegriffen, einfach zu verbieten, daß erwachsene Personen die Kinder in der dänischen Sprache fördern. Die Gesetzparagraphen, die zu dem Zweck mißbraucht wurden, stammen aus der Zeit, wo brave Leute in Preußen unter dem Vorwand „demagogischer Umtriebe“ verfolgt wurden. In jener guten alten Zeit glaubte man, die Gewissensfreiheit mit Gefängnisstrafen und Prügeln bändigen zu können. Die Reskripte stammen nämlich aus den Jahren 1833 und 1839. Man sollte es nicht für möglich halten, aber diese Reskripte wendet man jetzt in Schleswig gegen Unterricht oder „Nachhilfe“ in der dänischen Sprache an.

Sämmtliche dänischen Privatschulen sind geschlossen worden; man hat den Eltern verboten, dänische Privatlehrer zu haben. Ja, es ist sogar den Eltern gegen tägliche Geldstrafe verboten, ihre Kinder auf eine Schule in Dänemark zu schicken. Als die Verfolgten dann einen Verein gründeten, um der untermögenden Jugend, die die staatliche Schule durchgemacht hatte, zu ermöglichen, die Kenntnisse ihrer Muttersprache in Dänemark nachzuholen, verbot man der nordschleswigschen Jugend unter einundzwanzig Jahren, privaten Unterricht in der dänischen Sprache in Dänemark zu nehmen. Man hat mit den Vaterlosen angefangen, nun versucht man aber, auch den Eltern, die ihre Kinder fortzuschicken, das elterliche Recht zu nehmen. Es wird gelingen; denn Alles gelingt den deutschen Beamten in Nordschleswig.

Wir hörten kürzlich den Kultusminister Preußens diese Beamten vertheidigen. Es war ein großer Moment. Der Moment ist immer groß, in dem des Königs Gebot über Gottes Gebot gestellt wird, — besonders, wenn es der höchste Mann der Kirche und der Schule thut. Das Gebot Gottes sagt, daß Alles, was Du nicht willst, das Andere Dir thun, Du ihnen auch nicht thun sollst. Diesem Gebot nachzukommen, veräußt der Kultusminister gewiß nicht, wenn es sich um sein eigenes Elternrecht und seine Kinder handelt; wenn es sich aber um Eltern und Kinder in Nordschleswig handelt, dann sagt der Kultusminister Preußens, das Gegentheil solle gelten. Streng und überlegen weist er Den zurecht, der Das nicht zugiebt. Der Kultusminister weiß, daß die Muttersprache der tiefste Erdboden der Religion und Moral ist. Er weiß also auch, daß seine Lehre hier demoralisirend wirken muß. Im Namen der Kultur geschieht es also nicht, um so weniger, als das Volksleben, von dem die Kinder Nordschlewigs so ausgeschlossen werden sollen, reicher ist als das, in das sie durch die Polizei hineingepeitscht werden.

Was die Volkskirche betrifft, so ist der Gebrauch der dänischen Sprache ein ganz trauriger: die Prediger beherrschen sie einfach nicht. Die Folgen sind leicht voranzusehen. In der leyten Zeit wollte das Volk sein kirchliches Bedürfniß durch freie Gemeinden nach dänischem Muster befriedigen. Diese freien Gemeinden bekennen sich zu der evangelisch-lutherischen Kirche; das Gemeindeleben und die Verkündigung sind aber noch inniger. Die Behörden in Borlund ließen das Volk mit großen Opfern seine Kirche fertig bauen. An dem Tage aber, da die Leute die Kirche in Gebrauch nehmen wollten, erschienen in der Kirche zwei Gendarmen in voller Uniform und mit Fiedelhauben auf dem Kopf. Ein Gesang wurde angestimmt und der Prediger der freien Gemeinde hielt eine Rede. Als aber der eigentliche Gottesdienst anfangen sollte, schritten die Gendarmen ein, lösten die Versammlung auf und trieben die Gemeinde hinaus.

In Hadersleben bauten die Bewohner sich ebenfalls eine Kirche. An dem Einweihungstage aber marschirte ein Polizeibeamter klirrenden Trittes zum Altar hinauf, las ein Verbot des Gottesdienstes in der Kirche vor und forderte die Gemeinde auf, sie sofort zu verlassen. Die preussische Verfassung gestattet jedem Staatsbürger freie Religionübung. Es lassen sich aber natürlich Bestimmungen hervorsuchen, die sie in Nordschleswig verbieten.

In Preußen wird jetzt die Lehre oft wiederholt, daß das Christenthum allein die einzige und feste Grundlage des Staates bilde. Wir hörten sogar, daß Keiner ein guter Soldat sein kann, der kein guter Christ ist. Entweder gilt diese Lehre nicht für das ganze Preußen oder Nordschleswig gehört nicht zu Preußen. Denn dort ist sie ausgeschlossen; dort mag es mit dem Christenthum gehen, wie es will.

Verbot nordischer Lieder.

Ein hochgestimmtes, lyrisches Temperament ist diesem Volk am Meer und auf den wellenförmigen Ebenen eigen, die eine Fortsetzung des Meeres scheinen. Die Literatur des dänischen Volkes hat deshalb eine reiche, schöne Lyrik, seine Kunst einen besonders weichen, lyrischen Ausdruck. Seine bildende Kunst dürfte die Deutschen an die Novellen von J. P. Jacobsen erinnern, die Alle gelesen haben werden. Nach dem Urtheil deutscher Kritiker übertreffen sie an poetischem Geist die ganze deutsche Novellenliteratur unserer Zeit. Der Hauptdichter der Dänen, Holger Drachman, ist meiner Ansicht nach in seiner Art der größte lebende Lyriker. Eine frühlinghafte, gesunde Jugendfrische, eine Leppigkeit der Schilderung unter weitem Horizont, ein Trost, unerschöpflich wie das Meer, eine Sehnsucht mit reichem Farbenglanz. So ist auch das dänische Volk ein jungendes Volk, wie ich keins sonst kenne. Und was es singt, sind nicht Lieder zweideutiger Art; es sind die besten Lieder der Literatur.

Schneidet nun diese zweimalhunderttausend Männer, Frauen und Kinder von diesem Volke ab, von ihrem schönen, wellenförmigen Lande mit Bergen und Wäldern hinter dem Meere, — die Sehnsucht nach dänischen Liedern wird nur zunehmen. Stellt diese Sehnsucht unter das Auge der Polizei, macht sie zur Schuld! Verfolgt das Volk bis in seine eigenen Stuben mit polizeilicher Aufsicht! Im Jahre 1885 wurden sechzehn junge Mädchen verurtheilt, weil sie in einem Privathause edle dänische Lieder gesungen hatten. Müssen nicht gebildete Männer und Frauen sich versucht fühlen, Das eine Sünde gegen den Heiligen Geist zu nennen?

So weit ist es gekommen, daß ein norwegisches Lied, das ein Kreis überwachter Südjüten aus Noth anstimmte, weil dänische Lieder verboten waren, ein norwegisches Nationallied, geschrieben vor langen Jahren auf den nordischen Stamm in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ein Lied von tief ethischem Charakter, als Vorwand benutzt wurde, um die Versammlung auseinander zu treiben und den Vorstehenden mit einer Strafe von fünfzig Mark zu belegen. Glaubt Jemand, daß diese Verleugnung der gesunden Vernunft — die in diesem Fall zugleich eine Beleidigung des Brudervolkes im Norden ist — einer guten Sache dienen oder die Annäherung an Deutschland befördern kann? Was mag wohl Deutschland dienlicher sein: die Herrschaft über diese 200 000 Nordländer und ihr Land unter solchen Umständen, daß man ihren Ursprung verleugnet, ihr Gewissen und ihre Gefühle verletzt, daß ihr religiöser Sinn verhöhnt und ihr Verkehr durch immerwährende Plaudereien belästigt wird, oder so, daß sie ihre guten Anlagen frei entfalten können, ihre Natur vertiefen durch Das, was ihnen das Edelste und Liebste ist, und dadurch eine Wahrheitliebe und ein Pflichtgefühl in sich ausbilden, die bei ihnen als Staatsbürgern sich als Loyalität äußern müßte?

Vereins- und Versammlungsfreiheit.

Nichts zeigt uns besser, wie weit Deutschland in politischer Freiheit hinter den nordischen Ländern zurück steht als der Umstand, daß bei uns die vollständige Vereins- und Versammlungsfreiheit waltet. Wir kennen nicht zwei Klassen, eine privilegierte und eine überwachte. Wir kennen auch keinen Geschlechtsunterschied, wenn es sich darum handelt, große soziale und patriotische Fragen vorzubereiten.

In den drei nordischen Ländern arbeitet man für das kommunale und bürgerliche Wahlrecht der Frauen, in Norwegen sind wir schon nah am Ziel. In Preußen dürfen „Frauen, Schüler und Lehrlinge“ nicht Mitglieder eines Vereines sein oder an den Versammlungen theilnehmen. Für Männer, die gewöhnt sind, die Frauen an Allem, was ihnen theuer ist, theilnehmen zu lassen, ist Das geradezu ein geistiger Verlust, ein Verlust für das ganze Geschlecht. Um die Frauen nun los zu werden, macht die Polizei Alles zu „politischen Vereinen“. Vortragvereine werden z. B. als „politisch aufgelöst, andere Versammlungen unter einem nichtsagenden Vorwand gesprengt, sogar gefellige Vereine werden an vielen Orten unmöglich gemacht. Das Selbe geschieht auch mit landwirthschaftlichen Vereinen. Den Grund verstehe ich natürlich. Die Sprache und das Interesse für den Norden sollen ausgerottet werden. Aus dem selben Grund ist es dänischen Unterthanen verboten, in Nordschleswig Vorträge und Vorlesungen zu halten; eben so werden dänische Schauspiele verboten. Das Oberverwaltungsgericht in Berlin hob freilich dieses Verbot als ungiltig auf; dann wurden aber dänische Schauspieltruppen oder einzelne Schauspieler einfach als „lästig“ ausgewiesen, ja von der Polizei bis an die Grenze begleitet.

Die Rechtspflege.

Wenn die Rechtspflege gut und unparteiisch wäre, könnte sie Vieles ändern. Da aber die Gerichtssprache deutsch ist und die Verhandlungen von unvereidigten Dolmetschern übersetzt werden, in der Regel von den Gerichtsschreibern, die sich nicht die Mühe geben, die dänische Sprache gründlich zu lernen, so häufen sich Mißverständnisse auf Mißverständnisse. Man versichert mich, daß oft Unschuldige gestraft werden. Noch schlimmer ist aber der Umstand, daß die Richter selbst Mitglieder des „Vereins zur Verbreitung des Deutschthumes in Nordschleswig“ sind. Der Vorsitzende des Vereines ist Landrichter in Hensburg, Mitglied des Vorstandes ist der Landrichter zu Appenrade. Die Richter sind fast überall Vorsitzende der örtlichen deutschen Vereine und agitiren gegen die dänische Sprache. Besonders taktvoll scheint mir Das gerade nicht. Die Richter könnten in vielen Fällen die Zusucht der unglücklichen Heimathlosen sein.

Vae victis!

Hier wäre natürlich noch viel mehr anzuführen; ich habe ganze Stöße von Mittheilungen, besonders von Abschriften der Gerichtsprotokolle, vor mir liegen; mein nordisches Herz krampfte sich beim Lesen zusammen. Ich habe aber nicht beabsichtigt, jeden böshafsten Beschluß oder Mann verhaßt zu machen; ich wollte im Gegentheil einen Appell an das Rechtsgefühl und die Güte der Deutschen richten. Ich zweifle nicht, daß Beides vorhanden ist; ich fürchte aber, daß sie sich von dem Vorurtheil und Fanatismus beeinflussen lassen, unter denen unsere armen Brüder leiden. Nordschleswig, das wie ein Ehering die germanischen Stämme in Nord und Süd verbinden könnte, tritt nun als verletzter Zeuge auf, der überall Mitleid und Zorn erweckt. Darin erkenne ich nicht die Spur weitsichtiger Politik. Auch lehrt, wie ich glaube, die Geschichte nicht, daß ein modernes Volk in voller, reicher Entwicklung sich geistig dadurch unterdrücken läßt, daß man es durchschneidet, so daß ein Theil auf der anderen Seite einer willkürlichen Grenze zurückbleibt. Ich halte den Versuch für zwecklos. Anderes, Fruchtbareres giebt es zu thun. Ein großes Volk, reich an kriegerischen und friedlichen Eroberungen, könnte auch versuchen, durch Gerechtigkeit und Güte zu siegen. Nicht ganz ohne Grund meint der alte Moralkodex, daß Eroberungen dieser Art werthvoller sind. Mensch gegen Mensch haben wir erfahren, daß es sich so verhält; seltener hat man es zwischen Völkern ausprobt. Es dürfte aber auch hier zutreffen. Es müßte nur ein großes Volk sich stark genug fühlen, um voranzugehen und es zu zeigen. Wäre Das nicht ein wunderbares Beispiel, würde es nicht — im Gegensatz zu den Eroberungen anderer Art — die Schätze des Herzens vermehren, was nicht von geringerer Bedeutung ist, wenn es sich um den Besitz des Geschlechtes oder um die Fähigkeit eines Volkes zum Glück handelt? Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig verstehe, so ist Das die größte Staatsweisheit: die Schätze des Herzens zu vermehren. Darauf kommt es an — mehr als auf den Geldschatz und die Soldaten —, wenn das Ganze zusammenhalten soll.

Rom.

Björnsterne Björnson.



Die Septimus.

War sie wirklich so leichtsinnig?

Sabine Septimus versicherte es immer mit einem triumphirenden Lächeln um die Lippen, aber gerade dies sieghafte Schmunzeln verrieth einem Menschenkenner ihr Weheinnuß. Und Das war: sie erstrebte mit aller Kraft, leichtsinnig zu sein, weil sie es für genial, für ein nothwendiges Erforderniß der Schriftstellerei hielt; aber sie wurde es dennoch nicht. Sie wurde es nicht, ob-

wohl sie eine schöne, üppige Frau war, wie geschaffen zu rüchhaltigem Genuß. Ihr voller rother Mund schien nur da, um zu küssen, ihre strahlenden blauen Augen, die einen so pikanten Gegensatz zu ihrem schwarzen Haar bildeten, schienen nur da, Männernerven aufzurütteln und zu entflammen.

Und Fräulein Septimus gab sich ja auch alle Mühe, dies Ziel zu erreichen. Allein sie vermochte es nicht. Sie war durchaus temperamentlos, und was etwa von Feuer in ihr geschlummert, hatte die häusliche Dressur erstickt.

Beide Eltern hatten das einzige Kind nach Herzenslust erzogen. Der Vater, ein verküschter Pädagoge, that es, um seine Prinzipien zu verwirklichen; die Mutter, eine fromm kirchliche Frau, wollte Sabinen dem Himmel gewinnen. Als der Vater starb, lebte das junge Mädchen mit der Mutter weiter. Frau Septimus ging jetzt ganz in Mission- und Wohlthätigkeitsarbeiten auf, nachdem sie eingesehen hatte, wie wenig ihre Bemühungen bei Sabinen fruchteten; statt ihres einen Kindes suchte sie nun dem Himmel viele Seelen zuzuführen. Außerlich lebten die beiden Frauen in gutem Einvernehmen und liebten einander auch auf ihre Art, aber innerlich waren sie einander fremd.

Sabine hatte — wunderbar genug bei solcher Abstammung und Erziehung — ein starkes Talent zu dichterischem Schaffen. Das brachte sie auf eine von dem Lebensweg der Mutter vollständig abweichende Bahn. Das junge Mädchen schrieb nicht etwa artige, glatt gekämmte, wohlfrisirte Novellen und Romane, wie so viele Frauen, Werke, mit denen man Geld verdient und die keinem Menschen die Nachtruhe rauben, nicht einmal der Verfasserin, — nein: sie schuf eigenartige, feste Romane, die vielleicht um so kühner klangen, weil die Dichterin im Grunde ein unerfahrenes Kind war. Wagt je ein Mann so viel wie eine naive Frau? Der Mann kennt die Gemeinheit und den Ekel nach dem Rausch, der Frau wird der widerige Sumpf durch das bunte Geschiller seiner Decke verborgen: sie sieht nur Poesie; was darunter liegt, ist ihr fremd.

Wer nur die Romane von Sabine Septimus kannte, sie selbst nicht, machte sich eine ganz falsche Vorstellung von ihr. Man dachte sich ein bewegliches Derglein mit scharfen, durchdringenden Augen, etwas voltairisch Däbliches; man dachte sich ein Zigärchen, fast vom Geist aufgezehrt, ein flachbrüstiges, halb männliches Geschöpf mit zugreifenden, krallenartigen Händen. Und nun statt Dessen diese statuare, üppige Schönheit, diese kühlen blauen Augen, die großen, klassisch geformten Hände, die aus sahen, als wären sie nur geschaffen, Künstler zu entzücken, nicht, sich mit schwarzer Tinte zu beslecken.

Wenn Sabine Septimus mit ihrer prachtvollen Gestalt hoch erhobenen Hauptes in einer Gesellschaft erschien, erregte sie Aufsehen.

„Wer ist die Dame im weißen Kleide?“ fragte jüngst bei einem Fest ein Maler den Herrn des Hauses, einen bekannten berliner Bildhauer.

„Ach, kennen Sie sie nicht, Bredow? Das ist ja die Septimus. Sie trägt immer solch ein griechisches Gewand, weil sie weiß, daß es ihr gut steht. Ein famoscs Weib, aber kalt wie eine Hundeschnauze.“

„Ach was! Das würde ja gar nicht mit ihren Werken übereinstimmen; denn sie ist doch die Septimus, die Romane schreibt? Na, übrigens was sie da in der letzten Neuen Deutschen Rundschau hatte, war stark, gehörig stark. Haben Sie das Dings gelesen?“

„Natürlich.“

„Und die ist so gletscherhaft? Unglaublich!“

„Sie posiert auf den Leichtsinne,“ erwiderte der Bildhauer. „Sie hält es für nöthig bei ihrer Schriftstellerei; es kommt ihr genial und frisch und was weiß ich nicht Alles vor. Aber es paßt nicht zu ihr und sie kriegt es auch nicht fertig. Und das Bemühen schadet dem künstlerischen Eindruck ihrer Persönlichkeit. Ich habe dabei genau die Empfindung, als setzte sich die Ludovisi oder die Milo aufs Rad und strampelte in Höschen umher.“

Der Andere lachte. „Bei dem Umfange und auch sonst, — ein komischer Gedanke. Aber ist sie wirklich so kalt?“

„Ja, ja. Sie ist eine Freundin meiner Frau und ich kenne sie genau.“

„Und wirklich so ohne Fehl und Tadel?“

„Ich sage es Ihnen ja,“ antwortete der Bildhauer ärgert. „Sie giebt sich nur den Anstrich des Leichtsinrigen, sie versucht es im Schweiß ihres Angesichtes. Sie fühlt sich nämlich dabei so deplacirt und innerlich unglücklich, daß ihr die heißen Tropfen auf die schöne Stirn treten. Aber leider thut sie doch. Nun, Sie werdens ja heute nach Tisch, wenn das Rauchen losgeht, mit ansehen.“

„Alle Wetter!“ rief Bredow nachdenklich, „sonderbar! Wie lebt sie eigentlich? Auch so dégagee im Schweiß ihres Angesichtes?“

„Hüten Sie Ihre Zunge, — ich sage Ihnen ja: die reine Pensionärienenzistenz. Sie ernährt eine alte fromme Mutter, die all ihr Geld zu den Armen, in die Dachstube und in die Keller, trägt und dadurch hofft, für die gottlosen Romane ihrer Tochter Buße zu thun und dem Kinde doch noch ein Nischen in der Himmelstür offen zu halten. Kein Wunder, daß Sabine die Solidität sozusagen vergrault ist, — bei der Mutter. Eine gute Frau, aber unglaublich langweilig. Nun zu Tisch, Bredow.“

„Ich führe?“

„Sabine Septimus.“

„Das ist aber mal nett von Ihnen, alter Michelangelo, nein, wirklich famos.“

Herr von Bredow hatte sich vergebens gefreut.

Die Unterhaltung mit der Schriftstellerin war — wie er nachher, wenn er davon erzählte, sich ausdrückte — eine Holzhaderarbeit; der Faden des Gespräches riß alle Augenblicke, man kam nicht über die alltäglichsten Dinge hinaus.

Unwillkürlich dachte der Maler an Das, was seine Tischnachbarin bei der gestrigen Gesellschaft gesagt hatte, als er während üben Geschwäges verstummt war. „Sie sind so still, Herr von Bredow, Sie müssen sich zerstreuen. Greifen Sie nur hinein ins volle Menschenleben, gehen Sie in die Leipzigerstraße, gehen Sie zu Wertheim.“ Ja, war im Grunde die berühmte Septimus amüsanter als die gestrige kleine Person? Hätte Sabine ihn nicht zuweilen mit ihren strahlenden blauen Augen angeschaut, dann würde er es einfach nicht ausgehalten haben. Und wenn ihr wundervoller Mund lächelte, meinte er immer wieder — Optimist, der er war —: nun müsse es kommen, das Große, das Interessante. Aber er hörte einzig und allein die Alltagsplauderei eines jungen Mädchens.

Als der Champagner in den flachen Schalen schäumte und Sabine ein paar Gläser getrunken hatte, wurden ihre Augen noch strahlender, ihre Lippen purpurner, doch was sie sagte, klang wohl lauter, war aber nicht anders als

zuvoor. Sie sprach von ihrem kleinen Hunde Pippis; sie wurde sogar ein bisschen sentimental, in jener langweiligen Rührfähigkeit, die von genialer Teufelei hundert Meilen entfernt ist.

Beim Verlassen der Tafel wollte sich der Maler mit einer kurzen Verbeugung von seiner Nachbarin verabschieden, allein da fielen ihm die Worte des Gastgebers ein: „Sie werden es ja nach Tisch, wenn das Rauchen losgeht, mit ansehen.“ Vielleicht kam das Interessante dann. Das war der Schimmer einer Möglichkeit. „Dürfte ich den Vorzug haben, gnädiges Fräulein in das Rauchzimmer zu führen, denn gnädiges Fräulein rauchen doch sicher, nicht wahr?“

„Ja. Sehen Sie mir Das an? Ach natürlich: ich bin ja so leichtsinnig! Das sieht man mir gleich an.“

Er wehrte ab: „Weil gnädiges Fräulein Schriftstellerin sind, dachte ich nur so.“

Herr von Bredow geleitete seine schöne Gesährtin in das mit orientalischer Pracht eingerichtete Rauchzimmer. Sabine wurde mit Händellatschen begrüßt. Nur zwei Damen hatten sich, außer ihr, unter die Bier trinkenden, von blauen Wolken umhüllten Herren gewagt: die dicke, verblühte Gattin eines Schriftstellers, die noch immer die Unwiderstehliche spielte, und eine bekannte Sportsfrau, eine kleine, hagere Person mit einer Fockegestalt und einem sonnengebräunten Rennbahngezicht. Sie rief Sabinen grüßend zu: „Das ist recht, Septimus, ein Tabakskollegium ohne Sie wäre ja gar keins.“

Herr von Bredow rollte für das junge Mädchen einen weichen Sessel an ein achteckiges, mit Perlmutter eingelegtes Tischchen und reichte ihm eine Bronzschale mit Cigarillos. Sabine nahm eins der zierlichen Röllchen, zündete es mit nervös fahriger Bewegung zitternd an und steckte es ungeschickt in ihren schön geschwungenen Mund.

„Ja, unser Michelangelo hat Recht, es sieht bei ihr abscheulich aus,“ dachte Bredow. „Es paßt nicht zu ihrem Genre; es ist, als klemmte sich die Nilo einen Glimmstengel zwischen die Zähne. Die Septimus ist nur entzückend, so lange sie sich still verhält, so lange man denkt, es werde noch Etwas kommen.“

Nun plauderte Sabine. Jede Gouvernante hätte zuhören können, so

Anwanblung: nochmals sprach sie von ihrem lieben süßen Pippisgen.

Unglaublich!

Und jetzt — pfui! — traten auch schon die Schweifstropfen auf die edle niedrige Stirn bis in die blauschwarzen Haarmassen hinein.

Der Maler sah seine Nachbarin so nachdenklich, fast entsetzt an, daß es ihr auffiel.

„Sie finden es wohl unpassend, wenn Frauen rauchen?“ fragte sie. „Aber bei mir dürfen Sie sich nicht darüber wundern: ich bin ja so leichtsinnig. Finden Sie nicht, daß ich leichtsinnig bin?“

„O, wenn gnädiges Fräulein befehlen . . . natürlich, man sieht es Ihnen ja an, so der ganze geniale Habitus.“

Sabine lächelte befriedigt.

Nun, heute wenigstens war es ihr gelungen.

G. von Beaulieu.



Das Atom.

Eine Pfingstandacht.

Nun lohnt es sich doch wieder mal, zu seinem Frühstück die Zeitungen zu lesen! Da, so irgendwo bei Kuba und den Philippinen herum, schießen sie also mit Kruppschen Kanonen Dampfschiffe kaputt; und dann haben wir ferner die Chinafrage, wir haben die Dreyfus-Affaire und dann geht so angenehm gruselig wie ein heimliches Gespenst jener große zu erwartende „Umschwung in der allgemeinen Weltlage“ durch die Zeitungen und an den Viertischen hin, von dem Lord Salisbury kürzlich in Albert-Hall vor den Tories so interessant gesprochen hat. Ich habe das Extrablatt in dem Schaufenster meines Cigarrenhändlers erst neulich mit hoher Andacht gelesen. Kurzum: was will man mehr? Es ist unbestreitbar: wir stehen wieder einmal „am Vorabend großer Ereignisse!“ . . .

Obgleich mich das Alles nun freilich nicht hindert, mir meiner Gewohnheit gemäß meine Morgenpfeife zu stopfen und anzuzünden, muß ich dennoch sagen, daß ich nicht umhin kann, unter dem entschiedenen Einfluß einer Suggestion zu stehen und bedeutend in Stimmung zu sein. . .

Freilich, so in meiner Weise. Das heißt, ich gucke über den Schreibtisch hin, zwischen den Gardinen hindurch, zum offenen Fenster hinaus und blase die nachdenklichsten Kringel in die blaue Morgenluft und in die schönen Gliederblüthen hinein und lausche mit Andacht, wie es irgendwo in meinem verehrlichen Hirnkasten die russische Nationalhymne singt. Eigenthümlicher Weise ist Das nämlich jetzt bei mir immer so eine Art von unwillkürlichem „Coterum censeo“, das sich unfehlbar nach meiner politischen Morgenlecture einstellt und vermuthlich so Etwas wie ein politisches Refumé, eine politische Meinung in Banisch und Bogen sein soll; jedenfalls beruhige ich mich stets dabei und stelle detaillirtere Betrachtungen über die politische Konstellation nicht an. . . Regelmäßig fällt mir dann noch ein Bonmot ein — ich glaube, es stammt von Heinrich Heine —, das die Russen als die „Totengräber der westlichen Kultur“ bezeichnet, und an diese Reminiszenz pflügt sich dann eine Art ästhetisch-vollpsychologischer Analyse jener Marxellaise des Slaventhumes mit ihren melancholischen Rolltönen zu knüpfen. Neuerdings muß ich auch noch immer an einige Verse von Rainer Maria Rilke denken, die ich kürzlich las und die mir gefallen haben. Ich glaube, sie heißen:

„Zimmer leiser werden
Und immer weiter gehn
Und des Gartens Geberden
Und seine Stille verstehn.“

Man finde sich mit diesen Ideenassoziationen nach Belieben ab. . .

Über in diesen Tagen haben wir ja nun Pfingsten! —

Wie prächtig grün Alles ist und wie Alles in der schönen Morgen Sonne blüht und duftet und singt! Rainer Maria Rilke hat Recht: wir wollen uns von dem Pathos bereits vorhandener oder noch zu erwartender bedeutender „Welt-ereignisse“ abwenden und in den Garten gehen! Ich habe da nämlich hinten an

der Mauer so eine prächtige Dijon-Rose, die ich jeden Morgen inspizire. Es ist möglich, daß sie in dem warmen, sanften Sprühregen, den wir in der Nacht hatten, aufgeblüht ist.

Wie ich mit meiner Peise durch den Garten spazire, spüre ich so recht, daß es doch eigentlich nur hier noch ein rechtes Pfingsten giebt, in dieser kleinstädtisch-heimathlichen Weltabgeschiedenheit, daß es eigentlich auch nur hier noch so ein rechtes Weihnachten und Ostern giebt! Und um wieder mal ein recht-schaffenes Pfingstfest zu erleben, bin ich denn für diese Tage auch hierhergereist. . .

Man muß an den Siebelfensterchen dieser kleinen, gemüthlichen Stube stehen und so gerade mitten in diese blauen Fliederblüthenwogen hineinschauen, in diesen sonnig klaren Himmel, auf diese Kleinstadtbläue hinab, die nur von dem Zwitschern der Schwalben, von dem frieblichen Gekacker der Hühner und dem Gesang der Staare und Drosseln belebt ist! Und durch die offene Thür muß von der Hausflur die Treppe herauf der Duft des frischgebackenen Kuchens kommen! . .

Und der kleine Garten hinterm Hause! . . Man schreitet über den Hof mitten zwischen dem Geflügel hindurch, man öffnet die alte, grau verwitterte Gatterthür und schreitet die drei übermoosten Stufen hinab. Alles ist eng, traulich, klein: so gar kein festliches Pathos; aber der Frühling tritt nah, so recht nah und heimisch an Einen heran und flüstert mit stillen Zungen im Unscheinbaren alle seine nahen und fernern Geheimnisse!

O, und alle diese gleißenden, frühlichen Sonnenlichter über Busch, Blume und Weg, die sich von dem lichtblauen Himmel auf die endlosen Blütenwogen der Gärten senken: man spürt in ihnen die Flammen des Geistes, die einst auf den Häuptern der Apostel erglänzten und ihnen die Zugen lösten, daß sie „die großen Thaten Gottes kündeten“ und die neue Lehre von der Bruderschaft aller Menschen! . . .

Ja, und dann nun so auf dem Gartenstuhl vor dieser Rose sitzen und sie betrachten: das Alles ist Pfingsten! . . .

Die „Weltlage“ und die „großen Ereignisse“ draußen in den fremden Erdtheilen und Meeren, die so weit und prätentios ihre Wellen schlagen! Mir fällt eine Stelle des guten alten Adalbert Stifter ein, aus der Vorrede zu seinen „Bunten Steinen“. Ich lese nämlich hier, in dieser Umgebung und in diesen Tagen, wieder einmal ein Bißchen im Stifter herum. Sie mag mir zweifelhaftem „Zoon politikon“ meine Rosenandacht rechtfertigen. Es ist eine geradezu herrliche Stelle! Man höre nur: „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen des Getreides, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, der Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerpeienden Berg, das Erdbeben, das Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als die genannten Erscheinungen, ja, ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen an einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Löffchen der armen Frau emporquellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerpeienden Berge empor treibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr

an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Große und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber und ihre Wirkungen sind nach Kurzem kaum noch erkennbar."

Ich weiß nicht, wie viel hiervon dem politischen Eifer der lieben Zeitgenossen beherzigenswerth sein dürfte! . . .

Die Rose! Die Dijon-Rose! . . .

Aus dem feuchtbraunen Humus der Rabatte hebt sich, mit Bast an den grünen Stab gebunden, das schlanke Stämmchen mit seiner rauhen Rinde und seinen Dornen, von denen ich freilich wieder mal die weißen Schmelzbeeren entfernen muß, die die verheerliche Fäulniß der Fäule gestern Nachmittag in einem genialen Ornamentirungsbedürfnis angepöcht hat. Oben spreizt sich die Kugel der jungen hellgrünen Triebe mit ihrem zierlich gesägten Blattwerk; und zwischen ihm prangt die Fülle der Knospen und frisch entfalteten Blüthen. An dem Stämmchen hängt an einem Bindfaden das Holzbrettchen mit der belehrenden Aufschrift: „Gloire de Dijon“, das der Händler, von dem wir die Blumen erstanden, daran befestigt hat. Was kann man sich Schöneres denken als die reine Pracht dieser Blüthen mit ihrem warmen, röthlichen Gelb und mit diesem dunkleren Roth aus den Tiefen des Kelches gegen die Anmuth der gekräuselten Blattränder herauf! . . . Man kann nur immer dasigen, in der warmen Sonne, den leisen Lusthauch spüren, der das junge Blattwerk der Büsche regt, und diese schlanke, anmuthig ruhende, wie in reinem Aether schwebende duftende Pracht betrachten! . . . Und nun klimmt etwa ein Goldkäferchen an dem lichtgrünen Blütenstengel herauf, macht wohlthätig Halt auf der durchwärmten Farbungluth eines Blütenblattes, glüht und sprüht mit glänzenden Lichtern eine Weile wie ein lebendiger Edelstein, um sich dann in die duftige Nauscheligkeit des tiefsten Kelches hinein zu verliehen. . .

Ach nein: es ist doch wirklich ein Segen, daß man für einige Tage diesen Großstadtlärm los ist und den anspruchsvollen Prunk seines Festgetriebes! Denn es bleibt so: man soll die Feste feiern, wie sie fallen; aber die stillsten sind die besten!

Die spanisch-amerikanische Frage, die chinesische, die orientalische und der drohende europäische Konflikt: das Alles sind sicher Dinge von nicht geringer Bedeutung. Aber in der sonnigen Stille dieses Vorfestmorgen beuge ich mich nieder zu dem Ried des Gartenweges, nehme ein winziges Sandkörnlein in die Hand, betrachte es und bedenke, was es wohl mit dem Atom für eine Bewandniß haben möchte? Mit dem Atom . . .

Dieses Körnlein, so ungemein winzig es ist, läßt sich unleugbar bis ins Unendliche hinein theilen. Wie komme ich nun zu dem Atom?

Ich werfe das Körnlein wieder auf den Weg und blicke, erschauernd vor dem größten aller Probleme, rath- und hilflos meine Rose an. Und warum sollte ich in ihr nicht in diesem Augenblick Alles haben, was mir die Ruhe einer völligen Zufriedenheit und Andacht giebt, und meinethwegen auch das Atom, um das sich der verwegenste Eifer der Wissenschaft und Philosophie bemüht? . .

Ich hatte diesen Gedanken, als ich meine Aufmerksamkeit wieder der Rose zuwandte, so aufs Gerathewohl, d. h. er bedeutete nur erst eine Resignation,

die mir, angesichts des Wohlbehagens, das mir die Schönheit meiner Rose verursachte, leicht wurde. Aber unbewußt war er bereits eine faktische Lösung des Problems. Denn obwohl dieses Gefüge von Zellen und Molekülen auch seinerseits bis in alle Unendlichkeiten hinein theilbar ist, so gewahre ich dennoch mit einem Male ein durchaus Untheilbares, — und Das ist dieses leuchtende, bunte, sonnige Wunder der Form. Denn Alles, was sich an Luftmolekülen, an Bodenkraut gegen die Formation dieses Stämmchens und seiner Wurzeln, gegen die Wandungen dieser Zweige, Blätter und Blüthen drängt, ist eine endlos theilbare Einheit; und Alles, aus dem die Formation dieses Strauches besteht, ist eine ins Unendliche theilbare Einheit, Alles unendlich theilbar; untheilbar aber, wenn auch wandelbar, ist das Gesetz und die Kraft, die sich mir als die Form dieses Strauchleins darstellt; untheilbar wie Wort und Gedanke: Atomos! Und es ist ein Unding, das Atom nur als ein Gedankliches, nicht in der sogenannten „Wirklichkeit“ Vorhandenes hinzustellen: da leuchtet, blüht und duftet es vor mir, offenbart sich in lieblichster Sinnfälligkeit als die Form dieser Rose. . . Was wäre an dieser Form theilbar? Wie eine mystische, vierdimensionale Grenze ist ihr holdes Dasein zwischen der großen Unendlichkeit, die von außen aus urfernstem Aetherweiten gegen sie heranzibriert, und der anderen, die das Gefüge ihrer Zellen und Zellenmoleküle nach „innen“ bedeutet! Wenn ich mir irgend Etwas unter dieser „vierten Dimension“ vorstellen soll, und etwa unter Platons „Ort der Ideen“, so muß ich die Form so nennen und etwa die Form meiner Dijon-Rose hier, die ja nichts ist als eine der zahllosen Wandlungen aller Form und der einen; vielleicht eine Wandlung des sich in ewiger Umbildung befindlichen Ureileins, das am Primitivsten die eine „einheitliche Unendlichkeit“ neckisch in zwei scheidet: in eine äußere und eine innere; ihr ein Innen und ein Außen giebt. . . Nun ist also meine Rose eine Modifikation des Atoms, das zu finden und darzustellen ein blinder Eifer sich mit endlosen Analysen vergeblich gemüht. . .

Da blüht es und lächelt vor mir und ist eine sichtbare Offenbarung geworden.

Aber so ist es: die Wissenschaft kann ein Vandalismus sein, der, um es zu finden, Das verwüftet, was sie finden will! . . .

In der Abendzeit bin ich noch einmal zu meiner Rose in den Garten hinuntergegangen, um sie zu betrachten.

Alle Welt hat Feierabend gemacht. Die Dämmerung ist eingebrochen. Kein Wagen mehr in den Gassen. Die Hühner sind schlafen gegangen. Die Kinder haben ihre Spiele beendet und liegen in ihren Betten. Ueberall herrscht die tiefste Feierabendstille. Ihre Seele ist das Lied der Nachtigall aus den dichtesten Flederbüschen heraus. Die wenigen Sterne, die sich gegen den hellen Mond behaupten können, blinzeln aus dem Silberdunst der Atmosphäre, der sich mit seinen Reflexen auf die Dachsrüste legt, über die lichten Blütenwolken der Gärten, über Beete und Wege breitet.

Zu der milden Kühle der hereinbrechenden Nacht strehe ich vor meiner Rose, deren Blüthen in diesem seltsamen Maße regungslos auf ihren schlanken Stengeln geistern. Wie eigen es sich macht, wenn dennoch einmal, von einem plötzlichen Lufthauch gerührt, ein paar Blättchen zittern oder einer der köstlichen Blüthenkelche leise zu taumeln beginnt! Aber vor Allem ist es schön, wie das bei Tageslicht so Enge und Kleine dieser Umgebung sich in dieser Dämmerung so seltsam

zu weiten und gleichsam bedeutungsvoller zu werden beginnt! Denn das enge Beieinander dieser kleinen Häuser, dieser Bäume, Blüthe, Blumen mit der wirren Sinnfälligkeit ihrer Farben und Gestaltungen räumt nun zusammen und scheidet sich gleichsam nur noch in zwei Gegensätze: Alles ist um mich geeint in eine einzige dunkle Einheit, wie die hereinbrechende Nacht Konturen und alles Bestimmte löst, die sich zu der erhabenen Freiheit der weit sich wölbenden Himmels Höhen in Gegensatz setzt. . .

Und wie ich nun die Rose betrachte, muß ich unwillkürlich die Gedankengänge vom Vormittag wieder aufnehmen: von der Form und dem Atom, vom Untheilbaren. . . Es würde unsagbar sein, worin eigentlich die Wandlung besteht, and dennoch scheint die Rose, in der Unbestimmtheit dieses Mondglastes und betrachtet unter dem Gesichtswinkel dieser Idee vom Atom, verändert und etwas Anderes, Unsagbares zu sein, das nur von einem heimlichen Fühlen gewerthet werden kann, etwas Anderes als Das, was ich mit Rose bezeichne in Anbetracht gewisser, mir für gewöhnlich wichtiger Eigenschaften dieser Pflanzenzellengestaltung. Das Geheimniß der Form, an das keine weitere Verstandesanalyse herantreibt, zogen das nur noch das Fühlen mit Lust- und Unlustempfindungen reagirt! . .

Von dieser besonderen Anschauung der Rose aus, deren Charakter also mit Worten genau zu kennzeichnen unmöglich sein würde, beginnt sich nun aber die Umgebung in all ihren Nähen und Fernen zu wandeln, wie sich etwa eine Gebirgslandschaft wandelt, die wir von einem Aussichtsturm aus durch gefärbtes Glas betrachten; und Alles, was uns aus praktischen, welchen alltäglichen Gründen auch immer, vertraut, gewohnt, bekannt erscheint, wird ein Wunderbares und ein Problem, das sich nur schauen und begreifen läßt durch die Sonne und das Strauen eines heimlichsten Empfindens. . . Wenn man Märchenworte gebrauchen will, hier immer die zulänglichsten, so wird die idyllische „paysage intime“ dieser kleinstädtischen Gärten zum Feenland Avalun, zu dem märchenhaften Dimini, der wunderfamen Sehnsucht der Meerfahrer, und wenn diese Zauberkünder irgenbwo zu materialisiren sind, so sind sie in diesen Augenblicken, als eine Einheit von innen und außen, eine sichtbare Wirklichkeit. . .

Im Grunde wird Einem, wie durch eine mystische Projektion, die Gewalt und Kraft eigensten Fühlens sinnfällig. Alles, alles Dies Spiel des Einen und des Atoms, die ewigen und unermeßlichen Modifikationen der weiter nicht theilbaren Form, Selbstmodifikationen des Einen! . .

Man könnte sich hinsetzen und sich in diesem wunderfamen Nachtfrieden so langsam vergehen fühlen, wenn nicht plötzlich, wie mit elektrisch belebender Macht, diese fernen, zitternden Blockenschläge der Kirchuhr herüberdönen, die Einem Mitternacht anzeigen, Einem plötzlich die Nachtkühle mit einem Frösteln zur Empfindung brächten, dessen Unbehagen den holden Bann löst und Einen ins Haus zurücktreibt, damit man sich zu Ruhe begeben. . .

Nun, und morgen ist dann so Das vorhanden, was man offiziell „hohen Festtag“ nennt; man wird aufstehen, sich in Festgewandung hüllen und mit guten Menschen guter Dinge sein. . .



Nietzsches Vorfahren.

Die Biographie, die Frau Förster-Nietzsche uns von ihrem großen Bruder geschenkt hat und deren Vollendung wir noch vor Ablauf des Jahrhunderts erwarten dürfen, ist eine köstliche Frucht der hingebenden, verstehenden Liebe, die aller Psychologie Anfang und Ende ist. Und wie die schöne und anmuthig dargebotene Gabe das Gemüth Deter erquickt, die in Verehrung das schlicht-erhabene Leben des Denkers betrachtet, so wichtig ist sie für den Forscher als nahezu vollständige Zusammenfassung des gesammten Quellenmaterials. Nicht völlig gilt Dies von der Einleitung, die der eigentlichen Biographie vorangestellt ist. Wenn es im Vorwort zum zweiten Bande heißt, daß der erste Band die gesunde Grundlage schildern solle, auf der sich Nietzsches Leben aufbaute, so gilt Das ganz besonders von jener kurzen genealogischen Uebersicht „Unsere Vorfahren“. Die Verfasserin stellt bescheiden das persönliche Interesse, das sie selbst sicherlich an ihrer Familiengeschichte nimmt, zurück und begnügt sich, zu zeigen, daß ihres Bruders und ihre Vorfahren durchaus gesunde Naturen waren, „rechtwinklig an Leib und Seele“: Naturen, wie sie nach Zarathustras Lehre allein das Recht haben, sich Kinder zu wünschen, denn sie pflanzen sich nicht nur fort, sondern hinaus und bauen lebendige Denkmale ihrem Siege und ihrer Befreiung. Frau Förster-Nietzsche schildert uns also in knappem Rahmen die tüchtige Art ihrer Voreltern; mit Recht hebt sie überall deren Nüchternheit und lange Lebensdauer hervor und widerlegt so das Gerücht von erblicher Belastung ihres Bruders; sie verzichtet aber auf Details, wie die Namen der älteren Vorfahren und die Seitenlinien. Doch ist das Interesse für Nietzsche heute so allgemein, daß auch solche nebensächlichen Notizen Manchem erwünscht sein werden: es sei also gestattet, nachfolgenden Auszug aus dem Kirchenbuch zu Bibra mitzutheilen.

Nach Angabe des dortigen Pfarrers Dr. Schulze d. d. Bibra, 12. Februar 1898, ergänzt s. d. Bibra, 16. Februar 1898, findet man in dem Kirchenbuch der Gemeinde die folgenden beiden älteren nietzschischen Geschwisterreihen:

A. Christoph Nietzsche, zuerst 30. Oktober 1709 als Accis-Inspektor zu Bibra genannt, starb daselbst am 5. Januar 1739 und wurde am 8. beerdigt. Von seiner Gattin Margaretha Elisabeth — der Familienname ist leider im Kirchenbuche nirgends angegeben — wurden ihm in Bibra folgende zehn Kinder geboren:

1. Christiane Friederike, geb. 28. Januar 1710, heirathete 1740 Michael Heinrich Jessel, den Rektor der Thomasschule in Erfurt, und starb als Wittwe zu Bibra am 17. April 1782.

2. Gottlieb Engelbert, geb. 26. Februar 1714: s. sub B.

3. Dorothea Maria Katharina, geb. 22. Februar 1719.

4. Sabina Juliana, geb. 5. Januar 1721.

5. Johann Christoph, geb. 24. November 1724.

6. Christoph Friedrich, geb. 7. April 1726.

7. Johann August, geb. 23. Oktober 1728.

8. Charlotte Wilhelmine, geb. 8. Juni 1730, früh gestorben.

9. Sabina Luise, geb. 1. August 1732, früh gestorben.

10. Johann Friedrich, geb. 24. Mai 1734.

B. Gotthelf Engelbert Niepße, am 26. Februar 1714 zu Vibra geboren, wurde 1739 als Nachfolger seines Vaters Accis-Inspektor und heirathete zu Vibra am 19. Juli 1740 Johanne Amalie Herold, Tochter des verstorbenen Pastors Herold zu Reinödorf. Sie starb am 17. September 1770 im Alter von 53 Jahren; der Wittwer heirathete später noch einmal und starb als Accis-Inspektor am 21. September 1804, „90 Jahre 7 Monate alt“.

Aus erster Ehe wurden ihm folgende acht Kinder zu Vibra geboren:

1. Johanne Christiane Karoline, geb. 22. Juni 1741.

2. August Konstantin, geb. 14. Oktober 1743, früh gestorben.

3. Luise Juliane Augustine, geb. 27. März 1746.

4. Christoph Gotthelf Vebrecht, geb. 6. Januar 1748, wurde General-Accisinspektor und Rechtspraktikant; er heirathete 1774 Sophie Charlotte Richter, die am 18. November 1787 starb, vier Tage nach der Geburt ihres neunten Kindes. Der Wittwer wohnte 1808 zu Echartserga. Von seinen fünf Söhnen waren Karl August Ferdinand Magister und dritter Lehrer an der Klosterschule zu Rohleben (er heirathete 1805 Amalie Auguste Hillmann, einzige Tochter des † Kurfürstlichen Bücherauktionators Johann Gottlieb Hillmann zu Dresden) und Karl Ernst Ludwig Advokat (stirbt unvermählt am 16. Oktober 1807 an der Schwindsucht, 27 Jahre 10 Monate alt). Von den vier Töchtern heirathete Charlotte Juliane Luise 1806 Johann Adolf Vow (ersten Sekretär bei der Kurfürstlichen Saline in Weiskensels) und Karoline Eleonore Sophie 1808 den Magister Specht (Pastor zu Tunzenhausen).

5. Luise Ernestine Wilhelmine, geb. 6. Dezember 1750.

6. Karl Christian Sigismund, geb. 20. August 1753, besaß den Gasthof Zum Weißen Roß zu Vibra. Von seinen Nachkommen leben gegenwärtig daselbst der Oekonom Eduard Niepße mit Kindern, der Stadtgutsbesitzer Oskar Niepße mit Kindern und Fräulein Adeline Niepße.

7. Friedrich August Ludwig, geb. 29. Januar 1756, heirathete zu Vibra am 6. Juli 1784 als Magister und Pastor zu Wolmirstedt Johanne Friederike Richter, die jüngste Tochter des verstorbenen Gerichts-Aktuars Gottfried Salomon Richter zu Gosau. (Ueber seine weitere Laufbahn und seine zweite Gattin, die Großmutter des Philosophen, ist die Biographie zu vergleichen.)

8. Konstanz Gotthold Engelbert, geb. 15. Januar 1759, früh gestorben.

Für die Zeit vor 1709 sind keine Angaben im Kirchenbuch zu finden; auch unter den Pathen der ersten Geschwisterreihe sind Mitglieder der Familie nicht genannt. Christoph Niepße wird also erst 1709 sein Amt in Vibra angetreten und vorher anderswo gelebt haben; für eine Abstammung der Familie aus Polen, wie sie nach des Philosophen Vorgang Peter Gast, Georg Brandes und unter Vorbehalt auch Frau Förster-Niepße annehmen, ergibt jedoch das Kirchenbuch keine Anhaltspunkte.



Geldsorgen.

Tägliches Geld ist jetzt billiger als der Privatdiskont; nicht nur in Berlin und Frankfurt, sondern auch in London. Diese Umkehrung des bisherigen Verhältnisses zeigt, daß sich unsere Kapitalisten wohl auf vierzehn Tage, aber nicht gern auf drei Monate binden möchten. Das hat mit politischen Befürchtungen nichts zu thun, obgleich Börse und Publikum sich seit ein paar Wochen recht eifrig mit hoher Politik beschäftigen. Chamberlains Rede wurde in der City nicht allzu tragisch genommen; die Stock-Exchange hat keine Lust zu längerer Verstimmung, sonst hätte sie nicht Salisburys Oberhausrede, die um den Marasmus des Kollegen Chamberlain wie um einen heißen Brei herumging, als Vorwand zu höheren Kurzen benutzt. Die schnell dementirte frankfurter Nachricht von einem angeblich zwischen Oesterreich und Rußland geschlossenen Bündniß hat der Börse nur Muth gemacht; schon früher hatte Franz Josephs Reise nach Rußland sie animirt und nun glaubte sie, der neue große Abschluß von russischen Eisenbahnobligationen mit dem von Mendelssohn geführten Konsortium beweise, daß eine Art von Dreikaiserbündniß nahe. 240 Millionen sind viel Geld, besonders für Bahnhäuten, die theilweise zum Umgehen unserer eigenen Ostseehäfen bestimmt sind, und namentlich, wenn man, wie diesmal, das französische Kapital ferngehalten oder freiwillig fasten sieht. Dazu kommt, wie hier schon im vorigen Jahr erwähnt wurde, der eigenartige Friedensnimbus, mit dem die Bankiers von Paris bis Bukarest den Grafen Soluchowski zu umgeben lieben, — wenn auch einzelne Stimmen diesem geschmeidigen Polen nicht die freundlichsten Gefühle für Deutschland zutrauen. Nicht einmal dem Italiener-Markt hat die angebliche Spitze des geheimen Vertrages, die nach Albanien zielt, geschadet. Der Streit darüber, ob das von Steuern bedrückte Italien die Militärkosten des Dreibundes noch weiter tragen könne, ist ja so ziemlich erledigt und trotz Paraden, Coasten und Telegrammen glaubt man fast überall, Italien werde sich unerforschlichen Rüstungen nach und nach zu entziehen suchen. Jedenfalls waren Italiener eine Weile das lebhafteste Papier; dabei besicthen sich die Franzosen gar nicht, mit großen Käufen gleichsam eine Bündnißangel auszuwerfen.

Auch die Aussicht auf eine lange Dauer des spanisch-amerikanischen Krieges stimmt unser Kapital nicht zur Zurückhaltung. Heute steht es fest, daß die Amerikaner im eigenen Lande so viele Hunderte von Millionen bekommen können, wie sie wollen, daß aber auch der englische Markt sich gern beteiligen würde, trotzdem die Goldverpflichtung im Letzte der Bonds fehlt. Nur für den unwahrscheinlichen Fall, daß man in Washington zunächst Schatzbonds aufnehmen möchte, hätten die dortigen Bankiers sich vorzubereiten. Das dürfte kaum möglich sein, ohne große Summen aus Europa herauszuziehen. Einstweilen freut man sich drüben an einer Handelsbilanz, wie sie die Vereinigten Staaten noch nicht gesehen haben; ohne die kriegerische Unterbrechung wäre es dadurch wohl zu den tollsten Uebertreibungen gekommen. Erleben aber die Farmer auch diesmal eine Ernte von 500 Millionen Bushel Weizen und 2000 Millionen Bushel Mais, dann kommt sicher ein „boom“, von dem man nicht einmal sagen könnte, er sei unbedeutend. Der Weizen wird auf dem Palm bereits zu heutigen Preisen vielfach nach New-York und Chicago verkauft. Unter diesen Umständen werden natürlich auch die Eisenbahnwerthe sehr günstig beurtheilt und die Industrie wird mit Neuan-

schaffungen und Verbesserungen der Bahnbetriebe bald genug zu thun haben. Das hindert die dortigen Hochöfen, Lokomotivfabriken, Schienenwerke u. s. w. aber nicht, uns in Japan, in Rußland und mit Maschinen bekanntlich sogar in Deutschland selbst eine fühlbare Konkurrenz zu machen.

Während sich also die Union mit einem Federstrich Riesensummen verschaffen kann, würde Das Spanien kaum unter sehr schlechten Bedingungen gelingen. Die hier wiederholte Behauptung, Spanien habe noch Hülsquellen, wird jetzt freilich bestätigt: schon wird ganz ernsthaft über eine 250 Millionen-Anleihe verhandelt. Es handelt sich um die Verlängerung der Konzession für die spanischen Bahnen; die Anleihe kann, nach dem alten Exportinteresse, nur mit Frankreich abgeschlossen werden. Noch sind Schwierigkeiten vorhanden, aber vorsichtige Leute meinen, die Anleihe werde dennoch wahrscheinlich zu Stande kommen. Als ich fragte, ob es trotzdem bei der Papierzahlung der Prioritätencoupons bleiben könne, wurde mir gesagt, auch für diese Verwickelung werde sich vielleicht schließlich eine Lösung finden lassen. Ich glaube nicht, daß die Spanier bei solchen neuen Eisenbahnverträgen die Geprüllten sein würden. Während es ein beruhigendes Moment für das Schicksal des Aeußeren Schuld ist, daß sieben Achtel davon im Lande selbst liegen, ist es ungünstig, daß die Eisenbahnwerthe, Aktien und Prioritäten, fast ganz im Auslande (Frankreich) untergebracht sind. Ein solcher Zustand birgt stets Gefahren. Uebrigens blicken die Bilbaoleute schon längst ärgerlich auf die französischen Exportbahnen, denen sie durch kleine Konkurrenzlinien nach und nach beizukommen hoffen. Auch noch andere Grundlagen für neue Anleihen werden jetzt in Madrid geprüft, z. B. das Quecksilbermonopol. Die Tabakpläne scheinen auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein; vielleicht wird aber der Preis des Tabaks hinaufgesetzt.

Die Zurückhaltung unseres Capitals vom Diskontmarkt hat rein innere Ursachen. Die außerordentlichen Ansprüche der deutschen Industrie könnten zu kritischen Geldverhältnissen führen. Es mag richtig sein, daß in wenigen Jahren ein Rückschlag bei unseren Fabriken eintreten kann, die dann mit ihren Erweiterungen nichts anzufangen wissen, und daß auch die russischen Bestellungen einmal aufhören werden, aber wir müssen mit dem Bedürfnis des Tages rechnen. Schon Fürst Bismarck hat es als einen deutschen Fehler bezeichnet, immer zu weit blicken zu wollen und darüber das Nächste zu vergessen. Jetzt — und gewiß nicht für kurze Zeit — tritt ein steigendes Geldbedürfnis an uns heran, so daß besonders die steuerfreie Notengrenze der Reichsbank mit 250 Millionen einen prähistorischen Charakter annehmen könnte. Die meisten erfahrenen und unbefangenen Männer dürften sich wohl für eine Kapitalvermehrung unseres leitenden Noteninstitutes erklären. Sollte aber der Verdacht entstehen, daß es wieder nur die Reichen seien, die durch neue Aktien noch reicher würden, so ließen sich da mehrere Riegel verschieben. Man könnte eine Ausnahme schaffen und statt der Dreitausend-Mark-Anteile Zwanzig-Mark-Aktien ausgeben, bei deren Abnahme hauptsächlich der kleinere Mann zu berücksichtigen wäre. Ferner könnten die geringeren Aktien auf Namen eingetragen werden u. s. w., — wenn es gelänge, mit solchen populären Maßregeln die Gegner zu versöhnen.

In der Industrie geht es so lebhaft zu, daß die Banken kaum den ganzen Dauerlauf mitmachen können. Ein Kabelwerk mit sechs Millionen, der Schmidt-motor mit vier Millionen: keine verhältnißmäßig noch so kleine Gründung, bei der sich nicht erste Banken ostentativ betheiligen. Die Häufung von Großbanken,

die man früher bei kleinen Prospekten gerade vermied, scheint heute eine besondere Ehre. Fast sieht es aus, als ob unsere Hochfinanz damit der Regierung ein Schauspiel bieten wolle. Die Gründung des Schmidtmotors, über den hier im vorigen Sommer mehrmals gesprochen wurde, war schon lange vorauszu sehen.

In schweizer Bahnen war die Bewegung lebhafter als das eigentliche Geschäft. Man hatte plötzlich von den Dividendenaussichten dieser Bahnen eine schwächliche Meinung bekommen, die sich beim Erscheinen des Aprilausweises der Gotthardbahn schnell wieder besserte. Unter den Verfrachtungen spielte Ruhrkohle eine große Rolle; die Tarife waren zwar niedrig, wurden aber durch die riesigen Mengen wieder ausgeglichen. Für Centralbahn sind bei einem bestimmten Kurs immer gute Käufer zu haben; sie soll heute von allen eidgenössischen Bahnen insofern die solideste und am Besten verwaltete sein, als bei ihr die Geschäfte und nicht die Personen Etwas bedeuten. Bei der Nordostbahn ist Das bekanntlich anders, — sehr zum Leidwesen der deutschen Großinteressenten, die sich über gewisse schweizerische Eigenthümlichkeiten nicht früh genug Aufklärung verschafft hatten. Pluto.



Briefkasten.

S. G. W. in London: Gladstone wird ja erst, wenn dieses Heft in den Händen der Leser ist, in Westminster beigelegt. Da über den in den höchsten Tönen gefeierten Minderer des britischen Reiches manches hart klingende Wort zu sagen sein wird, wollen wir das Urtheil vertagen, bis der weltliche Greisenleib Ruhe gefunden hat. Nur zwei Ihrer Fragen will ich kurz beantworten. Warum der die Mittelgröße kaum überragende englische Thiers jetzt bis zur Götterhöhe emporgeredt wird? Weil er ein Liberaler war und der politisch tote Liberalismus noch immer über alle Werkzeuge der Welttrübsal verfügt. Und wer Gladstones Nachfolger sein wird? In der Popularität hat ihn Chamberlain schon abgelöst, der, als ein vom altliberalen Dogma befreiter, von rücksichtslosem nationalen Ehrgeiz erfüllter Politiker in Englands Geschichte wahrscheinlich noch eine wichtige Rolle spielen wird. Uebrigens wird der zu erwartende Diabolenkrieg zwischen Rosebery und Harcourt kaum in den rüden Formen ausgefochten werden, die solche Kämpfe bei uns anzunehmen pflegen, denn Harcourt ist schlau und Rosebery ein etwas schwächlicher Mann von guten Manieren, der sich eines Tages wohl mit Chamberlain verständigen und mit ihm die neue Partei der modernen, entcobdenisirten Whigs zu begründen versuchen wird.

G. in Baden-Baden: Auch mir scheint, daß der Vorstand der berliner Ärztekammer übel berathen war, als er sich verleiten ließ, über den argen Kraker Ernst Schwoninger, der den „ärztlichen Stand“ gekränkt haben sollte, Gerichtstag zu halten. Schwoninger kämpft mit der ganzen Thatkraft seiner Niesennatur für die Ehre, das Ansehen und die Sauberkeit des Standes, dem er angehört und dessen Pflichten er liebt; er kämpft freilich nicht in Reihe und Glied und es ist nicht wunderbar, wenn einem Manne von seiner Impetuosität und Leidenschaftlichkeit während einer populären Plauderei, zu der er sich von Wohlthätigkeitsvereinen drängen läßt, in der Hitze einmal ein heftiges Wort zirkender Verliebtheit über die Lippe springt. Der unermüdete Delfer und Freund seiner Kranken, den der Geheimrath Eulenburg „den

geborenen Arzt" genannt hat, braucht, als ein fast bis zur Erschöpfung seiner Kraft von Patienten heimgesuchter Arzt, wirklich nicht nach Reklame zu suchen und hat, da er selbst eine große Anzahl ernstler wissenschaftlicher Arbeiten geliefert hat, nicht den geringsten Grund, die „medizinische Wissenschaft" zu befehlen. Die Leser der „Zukunft" wissen, daß er den Arzt aus der dumpfen Luft der Laboratorien und Apotheken befreien, ihn zum ärztlichen Künstler erziehen und die Fähigkeit zu sorgsam individualisirender Behandlung leidender Menschen in ihm entwickeln will. Diese Absicht sollten die Aerzte, die selbst so laut über den Niedergang ihres Standes jammern, ihm danken und in seiner Lebensarbeit ein starkes Bollwerk gegen das drohende Einbringen der Kurpfuscherei sehen. Die Aerztekammer hat sich kläglich eine Blamage erspart, da sie den Uebergang zur Tagesordnung beschloß. Sehr warm und würdig trat für Schweninger, mit dem er nicht in allen Punkten übereinzustimmen erklärte, der von Fachleuten sehr hoch geschätzte Pharmakologe Professor Liebreich ein, der die ganze Verhandlung einen Triumph Schweningers nannte und mit leiser, aber verständlicher Ironie darauf hinwies, daß selbst berühmte Mitglieder der berliner Fakultät — im Saal wurde der Name Beyden geklammert — ihre Patienten schon nach Schweningers Anregungen behandeln. Hauptsächlich ist für Schweninger die Aera der Mißverständnisse und Entstellungen nun abgeschlossen und seine Kollegen sehen ein, daß sie in ihm nicht einen Feind, sondern einen rastlos thätigen, für das Ansehen seines Standes eifriger und wirksamer als irgend ein Anderer kämpfenden Freund zu erblicken haben.

Anton Wohlfahrt: Ob das Fest schon stattgefunden hat, das zur Feier des fünfundschwanzigjährigen Bestehens vom Werthpapierkontor der Reichshauptbank veranstaltet werden sollte, weiß ich nicht; aus der Vorgeschichte dieses Festes kann ich Ihnen aber Einiges erzählen. Vor etwa einem halben Jahr wurde den Beamten ein von dem Direktor des Kontors, dem Geheimen Bankrath Strahl, unterzeichneter Erlaß vorgelegt, in dem zu lesen war, am einundzwanzigsten Mai solle das Jubiläum des Werthpapierkontors durch ein glänzendes Fest gefeiert werden, zu dem der Bankpräsident Koch, das Reichsbankdirektorium, alle Beamten der Reichshauptbank und alle je früher im Werthpapierkontor beschäftigten Beamten der auswärtigen Reichsbankstellen als Gäste zu laden seien. Die — sehr hohen — Kosten des Festes hätten die Kontorbeamten zu tragen. Wer sich an dem Fest betheiligen wolle, Der möge seinen Namen in die beigefügte Liste einzeichnen. Auf dieser Liste standen die Namen der Beamten der Reihe nach und hinter den Namen dehnten sich drei Kolonnen mit den Ueberschriften: „Nimmt Theil. Nimmt nicht Theil. Bemerkungen." Sogar die spärlich besoldeten Unterbeamten hatten das zweifelhafte Vergnügen, ihre Namen auf der Liste zu finden. Daß unter diesen Umständen in die mit der Ueberschrift „Nimmt nicht Theil" versehenen Kolonne dennoch ein paar Namen eingezeichnet wurden, ehrt die muthigen Männer, die wagten, als rühdige Schafe in der reinen Herde zu wandeln. Wer aber will die Gefühle Derer schildern, die der von ihrem Vorgesetzten in so eigenartiger Form abgefaßten Aufforderung folgen zu müssen glaubten? Fromme Weisen waren es wohl nicht, die sich aus ihrem Munde zu den Sternenfleisen empor schwangen. Nachdem aber der sanfte Zwang nach Wunsch gewirkt hat, wiew man, wenn das von den Beamten bezahlte Reklamefest gefeiert ist, gewiß in den Zeitungen lesen, ein überaus inniges und herzliches Einvernehmen habe bis zur frühen Morgenstunde Vorgesetzte und Untergebene in heiterem Frohsinn vereint.